Carl Düclos
geheime
Memoiren
zur Geschichte der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Funfzehnten.

Aus dem Französischen übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet

von

dem Verfasser des heimlichen Gerichts.

Dritter Theil.

Berlin, 1793.

In der Voßischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Geschichte der Ursachen des Kriegs von 1756.

Da ich nicht sowohl eine förmliche Geschichte zu schreiben, als vielmehr künftigen Geschichtschreibern brauchbare Materialien zu hinterlassen vorhabe, so unterbreche ich hier auf einige Zeit die Memoiren, die ich angefangen habe, und wende mich zu der größten, der unglücklichsten und der erniedrigendsten Begebenheit der gegenwärtigen Regierung: dem Krieg, welchen die Seeräuberey der Engländer 1755 entzündet hat, und der im laufenden Jahr durch einen Frieden geendigt worden ist, dessen Gesetze sie vorgeschrieben haben.

Ich will die Kenntnisse, die ich Gelegenheit gehabt habe mir zu verschaffen, nicht aus dem Gedächtniß verlieren. Sollten diese Jahrbücher frühzeitig erscheinen, so weiß ich sehr wohl, daß sie dem gemeinen Vorurtheil zu anstößig seyn werden, um gleich anfangs das Vertrauen zu erhalten, das sie verdienen. Gewissen handelnden Personen liegt es zu nahe mir zu widersprechen, als daß sie es nicht mit desto mehr Eifer und Bitterkeit thun sollten, je inniger sie selbst von der Wahrheit meiner Erzählung überzeugt seyn werden. Aber noch sichrer weiß ich, daß einstens, wenn die Zeit den Schleier gehoben haben wird, der jetzt so viele Intriguen bedeckt, wenn die geheimen Aktenstücke und Urkunden ihre gefährliche Wichtigkeit verloren haben werden, die Nachwelt ihr Urtheil in dem meinigen gleichsam anticipirt finden muß. Wie viele Meinungen werden von einer Generation als wahr angenommen, deren Falschheit in der folgenden an den Tag kömmt?

Die Königin von Ungarn empfand es noch als die tiefste Kränkung, daß sie nur durch die Abtretung Schlesiens mit dem König von Preussen hatte Frieden schließen können, und sie sah diesen Frieden selbst nur als einen Waffenstillstand an, dessen sie sich bedienen wollte, um sich mit größerem Vortheil zu einem neuen Kriege zu rüsten.

Von nun an hörte sie auf, Frankreich als eine rivalisirende Macht anzusehen oder zu behandeln. Sie ließ sich in ihrer biegsamen Politik das Bündniß mit dieser Krone angelegen seyn. Blondel war damals französischer Geschäftsträger in Wien. Die Königin suchte ihn für's erste durch allgemeine Aeußerungen auf den Unterschied aufmerksam zu machen, zwischen der gegenwärtigen Lage der beyden Mächte und jenem Verhältniß, das sie vor zweyhundert Jahren gegen einander bewafnet hätte. Nunmehr, fügte sie hinzu, wäre das Gleichgewicht zwischen ihnen so vollkommen, daß sie nicht mehr streben dürften es zu stören, und daß ihre Einigkeit die Ruhe von Europa sichern würde; sollte aber eine Macht von der zweyten Größe versuchen, sie zu unterbrechen, so würden sie, als die beyden vornehmsten Höfe, das Recht sowohl als die Mittel haben diese zu bezwingen.

Blondel fand sich geschmeichelt, bey einem solchen Plan als Unterhändler gebraucht zu werden, und zögerte nicht, dem Marquis von Püisieux, Minister der auswärtigen Geschäfte, davon Nachricht zu geben; dieser hielt es aber nicht für rathsam, mit dem König hierüber zu sprechen, und verbot Blondeln, sich weiter damit einzulassen. Die Königin verfolgte vor der Hand eine Unterhandlung nicht, der unser Ministerium nicht günstig war, aber sie verlor sie darum nicht aus den Augen; und als der Marquis d'Hautefort in der Eigenschaft eines Französischen Ambassadeurs nach Wien kam, ließ sie sich gegen

gen ihn noch weiter heraus als sie gegen Blondel gethan hatte: in der Hofnung, daß ein Mann von Stande mehr Gewicht bey unsern Ministern haben würde als ein bloßer Agent. Außer den politischen Gründen, welche für beyde Höfe geltend gemacht werden konnten, verschwieg sie auch ihren Groll gegen den König von Preussen nicht. Ich habe, sagte sie, der Ruhe von Europa durch die Abtretung Schlesiens mein theuerstes Interesse aufgeopfert; wenn der Krieg aber jemals zwischen mir und dem König von Preussen wieder losbräche, so würde ich wieder in alle meine Rechte treten, oder ich würde mit dem letzten meines Hauses dabey umkommen.

Die Instruktionen des Grafen Kaunitz, welcher in der nämlichen Eigenschaft und zur nämlichen Zeit nach Paris kam, als der Marquis d'Hautefort nach Wien, waren diesen Absichten seiner Monarchin ganz angemessen. Er bemühte sich gleich anfangs, die Minister zu überreden, und bewarb sich hauptsächlich um die Frau von Pompadour, deren Einfluß ihm der wichtigste schien. Sie gefiel sich in der Idee, eine edlere Rolle wie bisher zu spielen, und auf der Schaubühne der Kabinette zu glänzen. Sobald sie sich in die Politik einließ, glaubte sie alle Talente eines Staatsmannes zu besitzen. Sie nahm sich also des österreichischen Projekts an, und schmeichelte sich unsre Minister zu bekehren; aber sie fand sie alle dem neuen System so abgünstig, daß sie es nicht auf sich zu nehmen wagte, dem König einen Plan vorzulegen, den das ganze Conseil bekämpft haben würde. Sie vertröstete daher den österreichischen Gesandten auf eine geschicktere Zeit, indem die Französische Allianz mit Preussen noch zu neu wäre, um davon abzugehen.

Der Graf von Kaunitz brach nunmehr die Unterhandlung ab, suchte sehr vielen äußerlichen Prunk zu zeigen, entschädigte sich dafür durch eine große häusliche

Oekonomie, und begnügte sich zu seinem gewöhnlichen Umgang mit der reichsten Klasse aus der Finanz, wo ich ihn sehr viel gesehen haben.

Als er nach Wien zurückkehrte, kam der Graf von Staremberg an seine Stelle; dieser war mit den nämlichen Instruktionen versehen, und hatte den Auftrag, am nämlichen Faden fortzugehen und auf der Lauer der Umstände zu bleiben. Bald boten sich die günstigsten dar. Ohne vorgängige Kriegserklärung, ohne irgend eine Ankündigung des geringsten Mißvergnügens gegen Frankreich, nahm im Junius 1755 ein Englisches Geschwader zwey von unsern Schiffen, den Alcides und die Lilie, weg.

Unser damaliger Gesandter in London war der Marechal von Mirepoix, ein Mann voll Ehre und Muth, ein wahrer Ritter aus den Fehde- und Turnierzeiten Franz des Ersten, aber ein eingeschränkter Kopf; er forderte Gerechtigkeit von dem Englischen Ministerium. Aber sein ofner Charakter begünstigte die List und die Doppelzüngigkeit derer, mit welchen er zu thun hatte. Der König Georg scheute sich nicht, die Majestät zu erniedrigen, indem er die Ränke seiner Minister theilte und ihre Antworten bekräftigte. Sie betheuerten ihren Wunsch den Frieden zu erhalten; sie begriffen, sagten sie, die Ursachen jenes Ereignisses nicht; sie gaben vor, daß unsre Streitigkeiten mit ihnen über die Gränzen von Kanada, in Amerika Folgen gehabt haben könnten, welche den Angriff, von dem die Rede wäre, vielleicht veranlaßt hätten; sie erwarteten aber darüber Aufklärung, durch welche ohne Zweifel der Frieden befestigt werden würde. Der Marechal schloß von seiner eignen Redlichkeit auf die der Minister, und ließ sich noch weniger einfallen an der Aufrichtigkeit eines Königs zu zweifeln. Er verbürgte sich dafür bey unsrer Regierung, die sich selbst fast eben so leicht täuschen ließ.

Die

Die Absichten der Engländer waren indessen nicht schwer zu durchschauen. Wir wußten ja, wie eifersüchtig diese Macht, unsre natürliche Feindin, deren ganzer Wohlstand aus dem Handel entspringt, auf den unsrigen war, und wie neidisch sie uns hierin das Gleichgewicht gegen sie halten sah. Ihr ununterbrochner Plan war unsre Marine zu zerstören, und sich die Herrschaft zur See ausschließlich zuzueignen. Es ist nicht ganz entschieden, ob die ersten Friedensbrüche in Amerika von den Engländern oder den Franzosen herrührten; aber sehr gewiß ist es, daß die Engländer den Krieg wünschten, und um ihn mit Vortheil zu führen, entschlossen waren, mit unvorgesehenen und wiederholten Feindseligkeiten anzufangen, durch welche unsre Kräfte geschwächt, die ihrigen geübt würden, und sie sich der Ueberlegenheit versicherten, ehe wir uns in Vertheidigungsstand gesetzt hätten. Während man sich also in Frankreich begnügte, bey den Engländern um Genugthuung anzusuchen, ließen diese unser Ministerium von dem ihrigen mit zweydeutigen Antworten hinhalten, und bemächtigten sich unterdessen aller Französischen Schiffe, die sie auf der See trafen. Diese Seeräuberey dauerte ein halbes Jahr, ehe wir Repressalien gebrauchten. Der Marechal von Mirepoix, bethört bis zur Dummheit, fuhr immer fort sich für die friedfertigen Gesinnungen des Königs von England zu verbürgen; und unser Ministerium, eben so blind als der Gesandte, erwartete die Genugthuung in aller Demuth. Wir wollten, sagte man, ganz Europa zum Zeugen unsrer Mäßigung haben und damit den allgemeinen Unwillen gegen England und den allgemeinen Beyfall für die Gerechtigkeit unsrer Sache auffordern. Diese Gesinnungen konnten vor Gott sehr verdienstlich seyn; wenn sie aber nicht bald durch eine glückliche Rache gerechtfertigt werden, so setzen sie einen Staat in den Augen der Nationen herab, deren Beyfall nur den Sieger belohnt.

lohnt. Der niedrige Frieden, durch welchen wir jetzt einen schändlichen Krieg geendigt haben, hat unserm Ansehen in Europa einen Stoß gegeben, und Frankreich hat vielleicht seinen Rang unter den Staaten dabey verloren. Die Engländer hatten uns schon zehntausend Matrosen weggenommen, eh wir's uns einfallen ließen, sie zu bekämpfen; und da die meisten von diesen Matrosen durch Noth oder Gewaltthätigkeit gezwungen wurden auf den Englischen Schiffen zu dienen, so nahmen die Kräfte der Engländer in gedoppeltem Verhältniß gegen unsern Verlust zu. Dies war die erste und die Hauptquelle unsrer Unfälle. Wenn wir, ohne den Weg der Unterhandlung zu verwerfen, uns nicht anders darin eingelassen hätten, als mit den Waffen in der Hand bey der ersten Feindseligkeit, so würde das Loos des Kriegs zwischen beyden Nationen vertheilt gewesen seyn, und es hätte in der Untersuchung der Rechte und der Ansprüche mehr Gleichheit geherrscht.

Es kann zwischen zwey großen Mächten nicht leicht zum Kriege kommen, ohne daß die übrigen daran Theil nehmen. Außerdem war es sichtbar, daß die Engländer uns durch einen Landkrieg von Seiten ihrer Alliirten eine Diversion zu machen suchen würden, die uns zwänge unsre Kräfte zu theilen. Unsre Allianz mit dem König von Preussen sollte noch ein Jahr dauern, und zwar bis zum Junius 1756, wenn sie nicht erneuert würde. Der Freyherr von Knipphausen, sein Minister in Frankreich, bot sogleich die Hülfe seines Herrn an. Er gab vor, daß die Engländer sich schon der Königin von Ungarn versichert hätten, daß wir aber ihre Maaßregeln zerstören könnten, indem der König von Preussen mit hunderttausend Mann in Böhmen einbrechen würde, wenn Frankreich die Niederlande angreifen wollte. Auf der andern Seite ergrif Staremberg diese Gelegenheit, die Allianz mit der Königin

nigin anzubieten; hierdurch wurde der Verdacht gehoben, in welchen man den Wiener Hof bey uns bringen wollte, und wir schienen des Friedens auf dem festen Lande sicher zu werden.

Unser Staatsrath, dessen vornehmste Mitglieder ihr besondres Interesse hatten, war sehr getheilt. Der Kriegsminister d'Argenson wünschte sehr eifrig den Landkrieg, und stimmte dafür, daß man den Vorschlag des Königs von Preussen annähme. Machault, Minister von der Marine, behauptete, daß man sich auf den Seekrieg einschränken müßte; unsre Finanzen würden nicht zu dem Aufwand hinreichen, den der doppelte Krieg erforderte; bisher wären die Engländer unsre einzigen Feinde; wenn man aber den Bewerbungen des Königs von Preussen nachgäbe, so würde die Königin von Ungarn sich für England erklären; wenn man sich hingegen mit dieser in ein Bündniß einließe, so würde der König von Preussen dies als einen Eingriff in den Traktat, der ihn mit uns verbände, ansehen; wir hätten also kein andres Mittel, als unser Bündniß mit Preussen zu unterhalten, mit der Königin eine Unterhandlung anzuspinnen, durch welche ihre Verbindung mit England verhindert oder wenigstens verzögert würde, und wir Zeit gewönnen, alle unsre Kräfte gegen unsern wahren Feind zu richten. Der Graf d'Argenson wandte dagegen ein, alle unsre Vorkehrungen würden den Krieg auf dem festen Lande nicht abwenden; wir müßten also darauf bedacht seyn, ihn mit Vortheil anzufangen, nach dem Plan des Königs von Preussen agiren, durch die Oesterreichische Langsamkeit einen Strich machen, und die Königin von Ungarn außer Stand setzen den Engländern zu nützen.

Wie die politischen Gründe des Grafen d'Argenson auch beschaffen seyn mochten, so war es immer sein persönliches Interesse, den Landkrieg zu erregen, der alles

was den Hof bewohnt oder ihm anhängt in Bewegung setzt, und also seinem Departement das Uebergewicht über die Marine geben mußte, deren Verwalter, Machault, mit ihm an Einfluß wetteiferte.

Man hat der Marine von jeher weniger Aufmerksamkeit gegönnt als dem Departement des Landkriegs. Wenn die Hauptstadt ein Seehafen wäre, so würde die Marine die Oberhand haben: so sehr hängt das Moralische und Politische von den physischen und Lokalumständen ab. Püisieux, Saint-Severin und der Marechal von Noailles traten Machaults Meinung bey. Rouille und der Abbe Graf von Bernis stellten sich auf d'Argenson's Seite. Der Graf von Bernis war noch nicht im Staatsrath, aber die Geschäfte wurden ihm alle durch die Frau von Pompadour mitgetheilt, und durch die Minister, welche der Gunst schmeicheln wollten, in der sie ihn bey dieser Dame stehen sahen. Er war von dem Gesandtschaftsposten in Venedig zurückgekommen, man sah voraus, daß er nicht wieder hingehen würde, sondern bestimmt wäre in kurzem die größte Rolle am Hofe zu spielen. Da ihm die Preussischen Anerbietungen einleuchteten, so schlug er vor, wenn man sie auch nicht annähme, dem König wenigstens einen Mann von Gewicht zu schicken, der nach seinem Geschmack wäre, ihn günstig erhalten und seine Absichten durchschauen könnte. Er lenkte die Wahl auf den Herzog von Nivernois, und es konnte keine bessere getroffen werden; aber man ließ ihn erst im December 1755 abgehen. Diese Verzögerung, die von seiner Seite unwillkührlich war, schadete seiner Unterhandlung. Außerdem waren die seltensten Talente von geringem Einfluß bey einem Fürsten, der sich zwar sehr gut auf wahres Verdienst, aber noch mehr auf seinen Vortheil verstand; und der Herzog von Nivernois kam nur eben nach Berlin, um Zeuge von der Unterzeichnung des

Traktats

Traktats zwischen England und Preussen zu seyn, im Januar 1756. Man hatte bey uns, ohne die Anerbietungen der Königin von Ungarn anzunehmen, dem König von Preussen freundschaftlich für die seinigen gedankt, und man wollte bey dem Seekrieg stehen bleiben. Aber der König, welcher überzeugt war, daß der Fortgang der Begebenheiten auch auf dem festen Lande einen Krieg entzünden würde, besorgte das Opfer davon zu werden. Er kannte die Schritte der Kaiserin, um sich mit Frankreich zu verbinden und das bisherige System umzuändern. Wenn sie es durchsetzte, so kehrte sie unausbleiblich ihre Waffen gegen ihn, und eroberte Schlesien wieder. Blieb sie auch nur zwischen Frankreich und England neutral, so kam sie schon dadurch in den Stand einen Fürsten mit Ueberlegenheit anzugreifen, der sich in Schlesien noch nicht festgesetzt hätte, der mit den Engländern sehr übel stünde, und zu dessen Vortheil Frankreich keine Diversion machte. Die Russen, welche von den Engländern herbeygerufen wurden, vermehrten die Unruhe des Königs, und seine Furcht, zwischen so vielen Mächten erdrückt zu werden, war gegründet genug *a*).

Der König von Preussen war also nicht zu tadeln, daß er durch eine Allianz mit England für seine eigne Sicherheit sorgte. Er unterzeichnete sie, während daß man in unserm Staatsrath überlegte, ob wir seine Anerbietungen annehmen oder abweisen würden. Es hielt für ihn nicht schwer, von unsern Debatten unterrichtet zu seyn. Die Maitressen, die Freunde, die Klienten

a) Für den deutschen Leser bedarf es bey Begebenheiten, die uns so nahe sind, kaum der Bemerkung, daß in diesen Memoiren, sofern sie fremde Höfe betreffen, nur allgemeine Angaben zu erwarten sind. Die Details und das, was die Franzosen dessous des cartes nennen, kannte der Verfasser nur an seinem Vaterland, das dann freylich um so mehr Stof dieser Art darbot, je weniger wahre Politik in der Französischen Regierung zum Grunde lag.

der Minister waren, nach unsrer Gewohnheit, in allen Geheimnissen der Berathschlagungen eingeweiht; und an den glänzenden Soupers von Compiegne, wo der Hof war, versammelte sich während des ganzen Aufenthalts der würdige Ausschuß, wo die politischen Gegenstände nach Französischer Art unter den artigen Weibern, den verliebten Intriguen und den witzigen Einfällen behandelt, für den Staatsrath vorbereitet wurden. Während daß der König von Preussen den Handel mit England abschloß, verbreitete Knipphausen, um dem Verdacht vorzubauen und nach geendigter Sache seinen Herrn zu rechtfertigen, geflissentlich die Vorschläge, die er unserm Ministerium insgeheim gethan hatte. Diese Indiscretion war zu stark, um nicht verdächtig zu seyn, und der Graf von Bernis zweifelte von dem Augenblick nicht mehr an dem Verständniß zwischen Preussen und England. Er machte die andern Minister aufmerksam, aber vergebens; sie waren noch nicht recht überzeugt, daß die Engländer den Krieg ernstlich wollten, und sie verließen sich bey der wichtigsten Angelegenheit des Staats auf eine Unterhandlung von Banquiers, die das Ganze wie ein bloßes Mißverständniß und wie eine Zänkerey zwischen Handelsleuten ansahen.

Nach der Eröfnung des Parlaments war es nicht länger möglich, sich über die Absichten Englands zu täuschen; die Anrede des Königs enthielt eine Kriegserklärung und ein Manifest. Der Graf von Bernis, dessen Verdacht durch den Ausgang bestätigt wurde, erhielt von nun an mehr Uebergewicht bey dem Ausschuß. Er schlug also vor, daß man den König von England um die Zurückgabe unsrer Schiffe requiriren, auf eine schnelle und bündige Antwort dringen, im Verweigerungsfall augenblicklich alle Unterhandlung abbrechen und Minorka angreifen sollte.

Staremberg unterließ indessen nichts, um uns zur Allianz mit der Kaiserin zu bewegen; er gab uns öftere Nachrichten von der Unterhandlung des Königs von Preussen mit England, die durch die Vermittelung des Herzogs von Braunschweig gepflogen wurde, und wir fiengen an die Eröfnungen des Wiener Hofs günstiger aufzunehmen. Die Kaiserin war willens gewesen, sich an den Prinzen von Conti zu wenden, dessen Einfluß durch die regelmäßigen Arbeitsstunden, die er bey dem König hatte, von der Frau von Pompadour unabhängig schien. Er stand außerdem in Verbindung mit Frau von Coislin, welche die Favoritin zu verdrängen suchte. Der Geschmack des Königs an der Frau von Pompadour war abgenutzt, sie hatte schon zu Feten, Ballets, Komödien, wo sie die Hauptrollen spielte, ihre Zuflucht nehmen müssen. Diese Ergötzlichkeiten, woran der König niemals besonderen Gefallen gefunden hatte, waren nun erschöpft, und die Langeweile hatte die Oberhand. Die koketten Angriffe der Frau von Coislin zogen den König aus diesem Zustande der Abspannung, und sie hätte ihren Weg machen können. Anstatt aber ihren Liebhaber stufenweise zu einer glänzenden Huldigung zu bringen, wodurch sie ihre Nebenbuhlerin entfernt hätte; anstatt seine Wünsche lange zu reizen und dadurch zu stärken, ergab sie sich so schnell daß sie ihm keine mehr übrig ließ. Sie gab sich preis wie ein Freudenmädchen, und wurde wie ein solches genommen und verlassen. Sie machte indessen der Frau von Pompadour viel Verdruß und Kummer, weil diese wohl begrif, daß eben das was einer ungeschickten Nebenbuhlerin mißlungen war, von einer andern besser ausgeführt werden konnte. Sie zog daraus den Schluß, daß sie sich als Maitresse nicht lange erhalten würde, und nahm ihre Zuflucht zur Ministerrolle, zu welcher sie denn auch gelangt ist. Die Staatsgeschäfte haben ihrer Existenz eine

ne festere Dauer gegeben, und die vorübergehenden Galanterien des Königs haben bloß die Frau von Pompadour in dem Posten einer unentbehrlichen Freundin gesichert.

Sie stand damals noch nicht auf dem Punkt, wo wir sie seit vielen Jahren sehen; aber sie zielte schon dahin. Der Zufall und die Umstände haben sie, ohne voraus entworfnen oder beharrlich verfolgten Plan, so weit gebracht. Der Graf von Kaunitz, der ein treues Gemälde von unserm Hof hatte, wozu man freylich nichts als Augen, und nicht einmal einen scharfen Blick braucht, urtheilte daß die Frau von Pompadour, so schwankend ihre Gunst auch schien, noch immer die sicherste Mittelsperson wäre um auf den König zu wirken; und indem er sie in die Politik verwickelte, machte er sie zum Herrn von Frankreich, was er freylich wünschte, sie aber zu verlangen sich noch nicht getraut hätte.

Der Kaiserin machte es einigen Widerwillen, eine Korrespondenz einzugehen, die zugleich ihrer Würde, ihrer Tugend, und dem österreichischen Hochmuth kostete; aber der Graf von Kaunitz wußte diese Vorurtheile durch den großen Bewegungsgrund des Interesse, das bey den Fürsten so mächtig ist, wegzuräumen. Er erhielt von ihr ein schmeichelhaftes Billet für die Frau von Pompadour, der es der Graf von Staremberg mit dem gehörigen Eifer zustellte.

Frau von Pompadour war so entzückt über diese unmittelbare Bewerbung der Kaiserin um sie, daß sie von nun an Maria Theresia wo nicht wie Ihresgleichen, doch wie eine Freundin ansah, deren Projekte sie zu unterstützen beschloß, es möchte kosten was es wollte. Sie kannte die Widersetzlichkeit des Ministeriums zu gut, um sich an das zu wenden. Der Graf von Bernis, der

ihr den Ursprung seines Glücks verdankte, und dessen Erhöhung durch diese Sache vollendet werden konnte, schien ihr der beste Rathgeber und Führer zu seyn; aber sie erfuhr von ihm noch mehr Widersprüche als von jedem andern. Zu den politischen Gründen zog er noch die Theilnehmung der Freundschaft. Er suchte ihr begreiflich zu machen, daß hier von keinem Traktat über geringfügige Gegenstände die Rede wäre, sondern von der gänzlichen Umstürzung eines seit Philipp II bestehenden Systems, das die Grundlage aller Politik ausmachte; er bemerkte, wie gefährlich es wäre der öffentlichen Meynung, wäre es auch in einem Vorurtheil, Trotz zu bieten; ein Bündniß zwischen den zwey ersten Mächten von Europa würde die Unterjochung der andern verkünden; Frankreich würde sich von dem Augenblick an dem deutschen Reich verdächtig machen, da es bisher immer von demselben für die Schutzwehre seiner Freyheit angesehen worden wäre. Unter welchem Vorwand würde es sich jetzt als Garanten des Westphälischen Friedens aufstellen? Die Kaiserin hätte keine andre Absicht als den König von Preussen mit Sicherheit anzugreifen, uns in ihre Sache zu verwickeln, und die Kosten des Kriegs, welche ohnehin immer durch Frankreich und durch England herbeygeschossen werden, auf uns zu wälzen. Der König würde sich also zu dem Landkrieg genöthigt finden, den er zu vermeiden suchte. Wenn das Loos dieses Kriegs übel ausschlüge, wie viele Vorwürfe würde sie, als Französin, sich selbst zu machen, und von dem König auszuhalten haben? Der Graf von Bernis ermahnte sie schlüßlich, lieber darauf bedacht zu seyn, daß sie ihrem königlichen Liebhaber immer gefiele, ihn belustigte, ihm keine Launen zeigte, und hauptsächlich sich vor den Staatsgeschäften zu hüten, durch welche sie sich der Nation verhaßt machen und ihren Untergang finden könnte.

Frau

Frau von Pompadour schien mit dem Grafen von Bernis nicht unzufrieden; aber sie ließ darum ihre Idee nicht fahren, und beschloß bey dem König einen Versuch zu wagen, den sie sogleich aufgeben könnte, wenn sie zu vielen Widerstand fände. Dazu kam es nicht einmal; Ludwig der Funfzehnte hatte viel Achtung für die Königin von Ungarn, gegen welche wir einen ziemlich ungerechten Krieg geführt hatten; und dem König von Preussen war er, als Ketzer, als schönem Geist, und weil er sich seiner Vorzüge zu gern überhob, nicht besonders gewogen. Man hatte dem König von Frankreich gewisse Spöttereien aus Berlin zugetragen, noch mehr empörte ihn die Gottlosigkeit, zu welcher Friedrich sich, um es gelind zu sagen, mit Indiscretion bekannte, und vielleicht war er auch neidisch auf den Ruhm, den ein kleinerer Fürst erworben hatte. Der König von Frankreich wünschte schon längst ein katholisches Bündniß, durch welches das Gleichgewicht in Europa gegen die protestantische Partei wieder hergestellt werden könnte. Er rechnete darauf daß die Verbindung zwischen Frankreich und dem Haus Oesterreich alle andern Mächte in Zaum halten, den Krieg auf immer abwenden, und den Engländern ihren natürlichen Bundsgenossen entziehen würde. Bevor er sich entschlösse, wollte indessen der König durch die Frau von Pompadour dem Grafen von Bernis auftragen lassen, sich mit Staremberg über die Sache zu besprechen. Da Frau von Pompadour die Gesinnungen des Grafen von Bernis kannte, und ihn nicht in die Verlegenheit setzen wollte ein System zu bekämpfen, dem der König günstig war und das sie so eifrig wünschte, so stellte sie vor daß Bernis, der nicht Minister wäre, sich weniger dazu schicken würde als jedes andre Mitglied vom Staatsrath. Aber der König bestand darauf, und sie unterließ nicht gegen Bernis zu erinnern, und ihn zu bitten es nicht zu vergessen,

gessen, daß sie ihn nicht vorgeschlagen hätte, und daß die Wahl lediglich von Seiner Majestät käme.

Den folgenden Tag, (am 22. September, 1755.) begaben sich die Frau von Pompadour, Bernis und Staremberg nach Babiola, einem Landhaus unter Bellevue.

Man kann nicht mit mehr Offenheit zu Werke gehen, als es der Graf Staremberg von der ersten Konferenz an that. Die Kaiserin hielt es der Würde der beiden ersten Kronen von Europa angemessen, ohne die geringsten Winkelzüge zu handeln. Alle Absichten, Ansprüche, Vorschläge des Wiener Hofs wurden auseinandergesetzt, und sie waren so beschaffen, daß es schwer gehalten hätte, dagegen unempfindlich zu bleiben. Wir werden sie bald anführen; aber dieses neue System war von einer solchen Wichtigkeit, daß der Graf von Bernis ohne Zuziehung des Staatsraths nicht darüber zu entscheiden wagte; und während des ganzen Gangs dieser Sache gebrauchte er die Vorsicht, alle Befehle die er vom König empfing, von ihm unterzeichnen zu lassen.

Um den Plan aufzusetzen, welcher dem Staatsrath vorgelegt werden sollte, und um ihn nicht im voraus ruchbar werden zu lassen, hielten die Grafen von Bernis und von Staremberg einige Zusammenkünfte in einem Logis das ich im Luxemburg hatte und nicht bewohnte, der eine begab sich durch die rue de Tournon dahin, der andre durch die rue d'Enfer.

Der Plan den die Kaiserin vorgeschlagen hatte, war so verführerisch daß der König an dem Beifall des Staatsraths kaum zweifelte. Indessen konnten einige Rücksichten die einzelnen Mitgliedern persönlich waren, lästige Weitläuftigkeiten veranlassen. Püisieux und Saint-Severin würden einen Plan nicht ohne Verdruß ansehen, der ihren Aachner Friedensschluß berichtigte.

Der Graf d'Argenson würde einem Werk nicht günstig seyn, das der Frau von Pompadour am Herzen lag. Um diesen Widersprüchen vorzubauen, ließ der König diese Sache nicht vor dem versammelten Staatsrath, sondern in einem Ausschuß vortragen, der aus Machault, Rouillé, Sechelles, und dem Grafen von Saint-Florentin bestand. Hierdurch erhielt man auch ein Mittel, den Grafen von Bernis, welcher noch keinen Sitz im Staatsrath hatte, zu den Konferenzen zu ziehen. Am 20. Octobr. 1755. wurde die erste gehalten, und in dieser geschah die Vorlegung eines Plans, der jeden Keim zu einem Krieg zwischen Frankreich und dem Haus Oesterreich zu zerstören schien. Der Infant verließ Italien für die Niederlande. Die Kaiserin trennte sich auf immer von England, und die Häfen welche Frankreich gleichsam an den Thoren von Holland erhielt, verhinderten diese Republik sich gegen uns für die Engländer zu erklären. Mons wurde uns abgetreten, und Luxembourg geschleift. Die Polnische Krone wurde erblich gemacht, und die Freiheit der Republik zugleich erhalten, um die Pforte nicht aufzubringen. Schweden erhielt Pommern. Die Einrichtung des nördlichen und südlichen Europa machte einen Theil von dem allgemeinen Plan, und das Gewicht der contrahirenden Mächte schien die Ausführung unzweifelhaft zu machen. Die Vortheile welche man uns anbot, waren so auffallend, daß uns nichts zurückhalten konnte als die Achtung für herkömmliche Grundsätze. Ist es weise, sagten einige, ein System aufzugeben, das beynahe zwey Jahrhunderte steht, das Heinrich der Vierte, Richelieu, Mazarin, d'Avaux, Servien befolgt haben, und das ein Axiom der Nationalpolitik geworden ist? Kann Frankreich auf die Treue des Wiener Hofs rechnen, nachdem es selbst beygetragen haben wird seine Macht zu vermehren? Wir machen uns alle Reichsstände abspenstig, die wir in die Abhängigkeit

vom

vom Haus Oesterreich bringen. Wir verlieren die protestantische Parten, und bereichern damit England. Nachdem wir die Freyheit von Polen aufrecht erhalten haben, setzen wir dieses Reich der Zerstückelung oder der Unterjochung aus, sey es von Seiten Rußlands, oder des Hauses Oesterreich, das einem der Erzherzoge eine Krone verschaffen möchte. Von diesem Augenblick verlieren wir das Zutrauen und die Freundschaft der Pforte, die so eifrig für die Polnische Freyheit wacht.

Auf diese Einwendungen erwiederte man, daß zu der Zeit wo das alte System aufgekommen wäre, das Haus Oesterreich die Kaiserliche, die Spanische, und die Neapolitanische Krone in sich vereinigt, einen Theil der Staaten des Königs von Sardinien, und Servien als Schutzwehre gegen die Türken besessen hätte. Gegenwärtig hat es nichts mehr als das Reich. Durch das vorgeschlagene System vergrößert sich der Wiener Hof nicht in Bezug auf Frankreich, welches die Niederlande gewinnt, und durch die Seeplätze von Flandern beziehungsweise, und zumal gegen die Engländer, mächtiger wird. Die zwey contrahirenden Mächte verbinden sich gegen einander unmittelbar durch Eidschwüre und durch das Band der Ehre. Aber auch überdem sind ihre beyderseitigen Vortheile so augenscheinlich, daß auch das Interesse, das erste Gesetz der Fürsten, hier die Ehre garantirt. Da der Westphälische Frieden unangefochten bleibt, so werden die Protestanten beruhigt. Der Beytritt von Schweden zur Garantie ist eine neue Sicherheit, und Dänemark erbietet sich der Union beyzutreten. Die Freiheit der Polen macht eine von den Grundlagen des Vertrags. Rußland kömmt in Allianz mit uns, und wird in dieser Rücksicht weniger gegen Polen unternehmen. Unsre Allianz mit den Russen verbindet uns gegen sie zu keinem Beystand gegen die

Türken, und das sichert die Neutralität der Pforte zwischen Frankreich und England. Außerdem mußte aus dem Seekrieg nothwendig auch ein Landkrieg entspringen; die Engländer würden nicht ermangeln die Kaiserin gegen uns zu bewafnen. Also hatten wir nur zwischen den Feinden zu wählen, und sollten wir denn die Allianz mit Preussen der Oesterreichischen vorziehen, bey welcher man uns die größten Vortheile einräumte?

Die verschiednen Allianzen, welche in das neue System einschlugen, waren so verwickelt, daß durch den Abgang einer einzigen das Ganze zusammenbrechen konnte; aber dieser Nachtheil ist allen Kriegen gemein, die durch eine Ligue zwischen mehreren Mächten geführt werden, und bey dieser waren sie alle interessirt. Die Kaiserin entsagte auf ewig der Verbindung mit England, der Erfolg des Kriegs schien dadurch vollkommen gesichert, und in der That haben auch nur unsre Feldherren diese Rechnung durchstrichen. *a*)

Ohn-

a) Frankreich hat in Ansehung der Oesterreichischen Allianz das doppelte Unglück gehabt, weder ihren Vortheil noch ihren Schaden erweisen zu können. Wir sehen hier daß ihre übeln Folgen großentheils auf die Rechnung der französischen Regierung gehören; und als Brissot auf der Rednerbühne gegen den Allianztraktat von 1756 donnerte, war Frankreich gegen die fremden Mächte gar nicht mehr in dem Verhältniß, eine Meynung über einen Vertrag äussern zu können, in welchem es keine Stelle mehr einnahm. Aber es war freylich leichter einen Zeitpunkt zu benutzen, wo man als Volksrepräsentant freies Spiel hatte so kühn zu deklamiren wie man wollte, als die Nation die man repräsentirte auf den Fuß zu setzen, daß andern Mächten an ihrer Allianz etwas gelegen seyn mußte. α)

α) Diese Note war vor der Eröfnung des Feldzugs von 1792 geschrieben; seit dieser Zeit bis zur gegenwärtigen (im May 1793) haben sich Begebenheiten zusammengedrängt, die das Obige ziemlich zu Schanden machen. Bey so bewandten Umständen wäre es zwar das Nächste gewesen, die vorlaute Note auszustreichen; ich hielt es aber nicht für unnütz sie als ein warnendes Denkmal der Irrthümer stehen zu lassen, in welche man verfällt, wenn man dem fortlaufenden Strome der Zeit zum Trotz, aus der Vergangenheit Resultate wie Dämme bauen zu können

Ohngeachtet man auf alle Einwendungen zu antworten schien, so blieb doch der Ausschuß so unentschieden, daß man bey der Erklärung stehen blieb: man wolle, bevor man sich entschlösse, die Schritte des Englischen und des Preussischen Hofs beobachten. Die Kaiserin war darüber ziemlich mißvergnügt, und forderte uns auf, selbst einen Plan vorzuschlagen, da wir den ihrigen nicht annähmen. Der Graf von Bernis schlug nunmehr einen Unions und Garantievertrag zwischen beyden Mächten über ihre beiderseitigen Staaten in Europa vor; aber auch die Preussischen Staaten sollten in die Garantie begriffen, und England allein, der angefangnen Feindseligkeiten wegen, ausgeschlossen seyn; in Ansehung der letzteren Macht sollte die Kaiserin die Neutralität beobachten.

Der Wiener Hof zeigte sich über die Garantie der Preussischen Staaten sehr schwierig. Der König selbst, welcher eine engere Allianz wünschte, besorgte daß die Unterhandlung abgebrochen würde, und äusserte einigen Schmerz darüber. Endlich aber schien die Kaiserin einzusehen, daß der Unionstraktat sie wenigstens vor den Feindseligkeiten Frankreichs sicher stellte, und daß der König von Preußen wohl bald durch eigne Angriffe Veranlassung zum Krieg geben würde.

Man war im Begriff den Traktat zu unterzeichnen, als die Nachricht einging, daß die Allianz zwischen Eng-

nen wähnt. Daß ich selbst einigen Nutzen aus der Lehre gezogen habe, kann ich nicht besser beweisen, als indem ich mich enthalte im gegenwärtigen Punkt der Zeit andre eben so haltbare Resultate aufzustellen. Zum Trost derer, die seit ein Paar Jahren auch wohl öfter das Unglück erleben mußten sich geirrt zu haben, kann es übrigens dienen daß sie wahrscheinlich weniger Unrecht hatten als das Schicksal: ja es kann nicht leicht ein politisches Raisonnement so albern seyn, daß es nicht vernünftiger wäre als die Weltgeschichte. Ob aber dieser, wie mich dünkt, unläugbare Satz, dem Schicksal oder der Vernunft zur Schande gereicht, das ist eine andre Frage, deren Erörterung schwerer und weitläuftiger werden dürfte.

land und Preussen den 16 Januar 1756 zu London abgeschlossen worden war. Der Wiener Hof erklärte hierauf, daß Frankreich unter diesen Umständen nicht auf die Garantie der Preussischen Staaten dringen könnte, ohne ein sehr gegründetes Mißtrauen gegen sich zu erregen; und wenigstens müßten die Niederlande durch eine Neutralitätsconvention gedeckt werden. Der Graf von Bernis fand die Forderung billig; Machault schämte sich nicht, dawider zu stimmen, indem wir, wie er sagte, im Fall wir gegen England den kürzeren zögen, uns an den Niederlanden entschädigen könnten. Das Sonderbarste dabey war daß ein Rath, der den König so augenscheinlich beschimpfte, vielen Gliedern des Ausschusses, die anfangs dafür waren, daß man offensiv gegen den König von Preussen agiren sollte, ein Zug der höchsten Politik schien.

Auf die Klagen die der Herzog von Nivernois gegen diesen Fürsten über seinen Traktat mit England führte, antwortete er daß sein Bündniß mit Frankreich darunter gar nicht litte, daß er vielmehr bereit wäre dieses zu erneuern, und daß er es nicht übel empfinden würde, wenn sich Frankreich seinerseits mit dem Wiener Hof verbände. Der Herzog von Nivernois erhielt Befehl wiederzukommen, und der Marquis von Vallory ging an seinen Posten, mit der einzigen Anweisung das Betragen eines Fürsten zu bewachen, den wir bereits als einen Feind ansehen müßten, mit welchem wir aber noch nicht in offnem Kriege stünden. Von einer andern Seite versuchte der Herzog von Duras, bey der ersten Nachricht der Englischen Feindseligkeiten und ohne Auftrag von unsrer Regierung, den Madrider Hof, an welchem er Gesandter war, zu bewegen daß er sich gegen England erklärte. Sein Vorschlag wurde sehr übel aufgenommen, und um zu verhüten daß er uns nicht leichtsinnigerweise in falsche Maaßregeln verwickelte, erhielt er Befehl zurückzukommen.

kommen. Der Graf von Bernis wurde an seiner Stelle ernannt, indessen ließ ihn der Fortgang der Begebenheiten bald darauf zum Wiener Posten bestimmen; da aber seine Gegenwart in Frankreich selbst noch nothwendiger war, um die Unterhandlung, die mit jedem Augenblick thätiger wurde, in allen ihren Zweigen fortzuführen, so reißte er nicht ab. Der Graf d'Aubeterre reißte von Wien nach Madrid an die Stelle des Herzogs von Düras, und der Marquis von Stainville, jetziger Herzog von Choiseuil, wurde nach Wien gesandt.

Kaum hatte der König von Preussen den Londoner Traktat ratificirt, so forderte die Kaiserin einen von uns über die Neutralität der Niederlande, der im Fall Preussischer Feindseligkeiten für defensiv gelten sollte. Bernis, dem der König auftrug, diesen Traktat aufzusetzen, wollte in einer so wichtigen Sache nichts auf sich nehmen, und verlangte die Vereinigung des Staatsraths zu einem Ausschuß.

Ludwig der Funfzehnte, empfindlich über das Verfahren des Königs von Preussen, und Frau von Pompadour, von der Kaiserin aufgeregt und von ihren Schmeicheleyen berauscht, wünschte, daß der Traktat offensiv wäre. Der Graf von Bernis war fast der einzige, der sich dawider setzte. Er fühlte, daß sobald der Krieg nur einigermaßen ernstlich würde, die ganze Last desselben auf uns zurückfallen müßte, daß wir keine Feldherren hätten, auf welche die Armee Vertrauen setzte, und daß unsre Finanzen in dem schlechtesten Zustand wären. Er stellte vor, daß wir noch immer Zeit haben würden, offensive Maaßregeln zu ergreifen; daß es aber gefährlich wäre, sich mit dem Wiener Hof noch weiter einzulassen als er es selbst verlangte. Es gelang ihm endlich, die Empfindlichkeit des Königs aufzuhalten, den Eifer der Frau von Pompadour für die Kaiserin zu mäßigen, der Hitze, mit welcher alles, was zur Armee gehörte, für den Krieg

stimmte, zu widerstehen. Der Traktat wurde also abgeschlossen, so wie er gedruckt nachzusehen ist.

Der Graf von Bernis drang auf die Geheimhaltung des Traktats, weil er überzeugt war, daß der König von Preussen den Zeitpunkt voraussehen würde, wo die Allianz nicht mehr defensiv bleiben könnte, und daß er zu gut ausgerüstet wäre, um sich nicht seines Vortheils zu bedienen und die Königin von Ungarn anzugreifen. Zugleich verlangte er, als eine nothwendige Vorkehrung, daß man den König von Polen, Churfürsten von Sachsen, in Vertheidigungsstand gegen Preussen setzte. Der ganze Staatsrath behauptete mit großem Eifer, die Geheimhaltung wäre der Würde des Königs nicht angemessen, der König von Preussen würde viel zu bestürzt seyn, um jemals die Waffen zu ergreifen, und die Vorkehrungen zur Beschützung der Sächsischen Länder würden einen sehr unnützen Aufwand machen. Der Graf d'Argenson war der einzige, welcher Bernis Meinung, daß man auf Sachsen ein Augenmerk haben sollte, nicht mißbilligte, weil dabey Truppen in Bewegung kamen, was einem Kriegsminister immer recht ist; aber den Vorschlag der Geheimhaltung unterstützte er nicht, weil die Publicität den Ausbruch fördern konnte. Sobald der Traktat bekannt wurde, war der Beyfall allgemein, und ging bis zur Trunkenheit, zumal als die Engländer ihren Verdruß darüber nicht verbargen. Jedermann erwartete, daß die Vereinigung der beyden ersten Mächte ganz Europa im Zügel halten würde. Man schlug sogar in der Akademie vor, den Traktat zwischen dem Kaiserlichen und dem Französischen Hof zum Gegenstand der Preisgedichte zu machen; und ich verhinderte es nur durch die Vorstellung, daß man wenigstens bey einer Sache, welche mit der Politik zusammenhinge, vorher das Ministerium befragen müßte; hierauf wählte man denn einen andern Stof.

Von

Von den Ministern bis zu den letzten Subalternen wollte jeder seinen Theil am Traktat beygetragen haben. Rouillé, der bloß Beysitzer gewesen war, schlug ganz treuherzig vor, ihn Traktat von Joui zu nennen, weil auf seinem Landhaus Joui die Präliminarien festgesetzt worden waren, was denn auch seinen ganzen Antheil daran ausmachte. Man lachte über die Prätension, und brachte ihn wieder zu sich selbst. Er meinte aber auch, daß man nicht weniger thun könnte, als seinen Schwiegersohn, den kleinen Beuvron, zum Herzog zu machen. Der König dachte indessen anders; und Rouillé mußte sich mit einer Pension von sechszehntausend Livres in seiner Familie zufrieden stellen.

Ich weiß, daß man seitdem ganz andrer Meinung geworden ist; aber man bedenkt die Verschiedenheit der Zeitpunkte nicht. Ohne über den Traktat selbst urtheilen zu wollen, führe ich die Fakta an, und behaupte, daß bis zur Roßbacher Schlacht die Allianz sich in ihrer Gunst erhalten hat. Nunmehr wollen wir betrachten, wie und warum sich die Dinge so sehr geändert haben.

Anfänglich schien uns alles zu gelingen. Der Marechal von Richelieu erobert Minorka, la Galissonniere schlägt und zerstreut die Englische Flotte unter dem Kommando des Admiral Bing. Man hat behauptet, daß der Angriff des Fort Saint-Philippe zu Mahon eine thörige Unternehmung war. Man würde sich auch vielleicht nicht darinn eingelassen haben, wenn man eine genauere Kenntniß von der Sache gehabt hätte. Man hatte sich auf einen Plan, den Spanien an die Hand gab, dazu entschlossen; aber man kannte den Zustand des Platzes nicht, seitdem die Engländer ihn im Besitz hatten; und die Unerschrockenheit der Französischen Soldaten war es allein, was den Mängeln der Unternehmung abhalf. Indessen würkte diese Eroberung so sehr auf die Engländer, daß sie eine Landung in ihrer Insel befürchteten, und die Franzosen in London zu sehen besorgten. Auch würde

de es nicht beym eiteln Schrecken geblieben seyn, wenn wir den Marechall von Sachsen und Dügue-Trouin noch gehabt hätten; aber diese Männer sind von der Erde verschwunden, ohne Nachfolger zu hinterlassen. Die Engländer zogen von ihren Unfällen einen Nutzen, der uns unbekannt geblieben ist. Bing, der bloß unglücklich war, wurde als schuldig verurtheilt, und es wurde Kriegsrecht über ihn gehalten. Dieses Beyspiel von Strenge gab der Nation wieder Muth, machte sie glauben, daß sie bloß schlecht bedient worden wäre, und unterrichtete ihre Feldherren von der Nothwendigkeit, und vielleicht gerade dadurch, von den Mitteln glücklich zu seyn.

Was uns betrift, so waren ein Paar Lieder die angenehmste Frucht unsers Siegs; der Anfang unsers Glücks war auch das Ziel desselben, und es folgte wenig mehr darauf als Unfälle und Demüthigungen.

Geldgierige, unerfahrne oder einbildnerische Kabinetsfeldherren; unwissende, eifersüchtige, oder übelgesinnte Ministers; Subalternen, die auf dem Schlachtfeld ihr Blut verschwendeten, und am Hof vor den Ausspendern der Gnaden krochen: das waren die Werkzeuge, deren wir uns bedienten.

Der einzige, welcher die Fähigkeit hatte, im Geist eines Systems zu handeln, in das er wider Willen eingegangen war, aber dabey doch der einzige, der im Stande war es zu verfolgen, weil er alle Triebfedern desselben geordnet hatte, wurde in die Unmöglichkeit gesetzt, sie zu bewegen; der Graf von Bernis hatte mehr Gunst als Einfluß, und man ließ es ihm an der thätigen Gewalt abgehen. Rouillé, neidisch auf einen Mitarbeiter, den er sich nicht entbrechen kann als seinen Meister anzusehen, entzieht ihm die Kenntniß dessen was auswärts vorgeht, und — so unglaublich wie dies scheint — fährt sogar fort,

fort, an allen Höfen im Geist des alten Systems zu handeln, ohngeachtet er ein Werkzeug des neuen gewesen war und sogar den Ehrgeitz hatte, seinen Ruhm darin zu setzen.

Der König fühlte den Nachtheil dieser Verstimmung, und wollte den Grafen von Bernis in den Staatsrath eintreten lassen, damit er sich mit allem was in seinen Plan einschlug, bekannt machen konnte. Dem kleinen Rouillé wird darüber Angst, und der Monarch behält noch sechs ganzer Monate, zum Schaden der Geschäfte, einen Lükenbüßer vom Minister, dessen ganzes Verdienst war, sich zum Gegenstand des Mitleidens gemacht zu haben.

Der Graf von Bernis wünschte aus der Wegnahme von Minorka den Vortheil zu ziehen, daß der Seekrieg geendigt und der Landkrieg verhindert würde; er schlug daher vor, England wiederum zur Restitution der Prisen, zugleich mit der Freylassung von Dünkirchen, anzuhalten, und dagegen die Zurückgabe von Minorka anzubieten. Die Engländer hätten ohne Zweifel den Vorschlag angenommen; aber er wurde einstimmig in unserm Staatsrath verworfen. Die Meinung des Grafen von Bernis war, nur im Fall eines Angrifs von Seiten des Königs von Preussen offensiv gegen ihn zu handeln; aber Friedrich sah sehr wohl ein, daß die Königin von Ungarn aus keiner andern Ursache sich um Frankreich beworben hatte, als um in ihren Absichten auf Schlesien nicht gestört zu werden. Er kannte den persönlichen Haß der Kaiserin von Rußland, Elisabeth, und ihre Zuneigung für die Königin von Ungarn. Es ließ sich voraussehen, daß diese beyden Fürstinnen sich vereinigen würden, und daß alsdann der Groll, den der Churfürst von Sachsen noch vom letzten Krieg her gegen ihn hegte, ausbrechen würde. Er beschloß seinen Feinden zuvorzukommen; er hatte hundert und funfzigtausend Mann auf den Beinen, alle

wohl bewafnet und wohl disciplinirt; der König August hingegen hatte die Schätze, womit er seinen erlittenen Unfällen abhelfen und sich in Achtung hätte setzen sollen, in Feten und unschmackhaften Ergötzlichkeiten verpraßt. In dieser Lage ließ der König von Preussen der Königin von Ungarn verkündigen, daß die Kriegsrüstungen, die man im Reich vornähme, ihn beunruhigten, und forderte sie auf, öffentlich zu erklären, daß sie, wenigstens in diesem und dem folgenden Jahre, die Absicht nicht hätte, ihn anzugreifen. Die Königin ließ zur Antwort geben, daß eine solche Erklärung zu unregelmäßig seyn würde, indem sie einen bestehenden Frieden zum Waffenstillstand umwandelte.

Auf eine so wenig bündige Antwort faßt der König einen schnellen Entschluß. Sechszigtausend Preussen rücken unter der Anführung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig in Sachsen ein und bemeistern sich der Stadt Leipzig; der König selbst geht auf Dresden zu. Der König von Polen gibt ihm seine Hauptstadt preis, und verschließt sich mit siebenzehntausend Mann in dem Lager von Pirna, wo er sogleich bloquirt wird. Der König von Preussen, der hierauf zum Feind des Reichs erklärt worden ist, wendet sich zur Antwort gegen Böhmen, liefert dem Grafen von Brown bey Lowositz eine Schlacht, gewinnt sie, und kehrt ohne Zeitverlust zu dem Lager bey Pirna zurück. Der König von Polen begibt sich mit dem Kronprinzen auf die Festung Königstein und verläßt seine Armee, die sich als Kriegsgefangene ergibt, und, bis auf die Officiere, unter die Preussischen Truppen inkorporirt und vertheilt wird. August macht Friedensvorschläge, die verworfen werden. Er bittet den Sieger, die Bedingungen vorzuschreiben, Friedrich schlägt es aus, weil er nicht als Feind in Sachsen eingedrungen wäre, sondern es bloß in Verwahrung genommen hätte. August

bittet ihn, wenigstens seine Garden wieder auszuliefern, Friedrich schlägt es ab, indem er die Mühe nicht haben wolle sie wieder wegzunehmen. Alle Antworten des Königs von Preussen sind höhnisch oder verächtlich, und Augusts ganzes Betragen scheint den Sieger zu entschuldigen. Der unglückliche Fürst begnügte sich endlich um Pässe zu seiner Abreise anzusuchen, und dies war die einzige Bitte, die Friedrich ihm bewilligte; er bot ihm sogar Postpferde an.

August, aus seinen Erbstaaten verwiesen, flüchtete sich nach Polen, wo ihm die Republik ein demüthigendes Mitleiden bezeugte, ohue ihm den geringsten Beystand anzubieten. Die Königin von Polen hingegen zeigte alle Standhaftigkeit, die mit ihrer Lage vereinbar war. Sie ließ sich nie bereden, Dresden zu verlassen, endlich aber erlag sie dem Kummer und der Härte, die sie zu erdulden hatte, und starb.

Bis dahin hatten wir die Vollstreckung des Traktats von Versailles verzögert; da aber der Preussische Angriff uns keinen Grund mehr zum Aufschub ließ, so wurden die vier und zwanzigtausend Mann, achtzehntausend Infanterie und sechstausend Cavallerie, welche im Traktat bedungen waren, beordert zu marschiren. Der Graf von Bernis wollte, daß man genau dabey bliebe; das war aber nicht der Vortheil des Grafen d'Argenson, welcher lieber alle Französische Truppen in Bewegung gesetzt hätte, um sein Departement zu erweitern. Unterstützt von den Thränen der Dauphine, welche für ihren Vater um Rache schrie, suchte er den König zu überreden, daß eine Hülfe von vier und zwanzigtausend Mann nicht hinreichend wäre, und daß man sie also bloß ohne Nutzen aufopfern würde; daß sie immer die größten Gefahren laufen würden; daß man sie beständig würde rekrutiren müssen, und daß man, ohne etwas vortheilhaftes für die Kaiserin

oder

oder rühmliches für uns zu bewürken, durch mehrere Feldzüge Frankreich an Geld und Menschen erschöpfen würde; dahingegen, wenn man gleich damit anfinge große Hülfsmittel anzuwenden, man die Fortschritte des Königs von Preussen aufhalten, und ihn zwingen würde, die Bedingungen, die man ihm auflegte, anzunehmen. Zwey Feldzüge wurde behauptet, wären hinreichend, um den Frieden auf dem festen Lande wieder herzustellen, und um Frankreich sowohl als der Königin von Ungarn die gegenseitigen Vortheile ihrer Verbindung zu genießen zu geben.

Dem König gefiel ein Plan, der seinen persönlichen Gesinnungen gegen die Kaiserin und den König von Preussen angemessen war. Zuvor aber wollte er die Sache im Staatsrath untersuchen lassen. Dies geschah im November 1756. Machault war d'Argensons Meinung sehr zuwider. Er wußte, daß eine Landarmee die Aufmerksamkeit und die Sorge des Hofs immer vielmehr anzieht als die Marine. Die Hofleute selbst dienen fast alle zu Land, dahingegen die Seeofficiere sich wenig am Hof sehen lassen, und damals noch mehr taugten, als sie noch weniger dort erschienen. Machault, der als Finanzminister dem Grafen von Maurepas für die Marine nichts hatte bewilligen wollen, fürchtete nunmehr ein schlimmes Beyspiel gegen sich selbst gegeben zu haben. Er suchte zu beweisen, wie gefährlich es seyn würde, sich nicht hauptsächlich mit dem Krieg gegen die Engländern, unsre eigentlichen Feinde, zu beschäftigen, und versicherte, daß er wenigstens sechszig Millionen brauchte, um die Marine zu erhalten.

Der Graf d'Argenson, mit Sechelles dem Finanzminister einverstanden, bot fünf und sechszig an. Machaults Besorgnisse wurden dadurch nicht gehoben, aber seine Einwendungen waren beantwortet, und die Meinung

nung des Grafen d'Argenson fing an die Oberhand zu gewinnen. Noch wurde indessen nichts entschieden, sondern die politische Frage gelangte erst an den Ausschuß, damit der Graf von Bernis, der noch keinen Sitz im Staatsrath hatte, darüber stimmen könnte. Er war nicht von d'Argensons Meinung, und sah den Nachtheil voraus, der aus diesem Plan erwachsen konnte; aber die Neigung des Königs für die Kaiserin, der leidenschaftliche Eifer der Frau von Pompadour für diese Fürstin, die sie treuherziger Weise als ihre Freundin ansah, und deren Gönnerin zu seyn sie sich fast einbildete; die Zudringlichkeiten des Prinzen von Soubise, des Grafen und nachherigen Marechals d'Estrees, des Herzogs von Richelieu, und aller derer, welche mehr Ehrgeitz als Selbstgefühl hatten: dies alles überzeugte den Grafen von Bernis, daß wenn er die Vermehrung des Beystands nicht zugäbe und dadurch die einzige Möglichkeit ergriffe, ihr noch einige Schranken zu setzen, man sie viel weiter treiben würde als der Zustand unsrer Finanzen es litte. Er suchte vergebens darauf aufmerksam zu machen, wie wenig Zutrauen die Nation auf unsre Generale hätte; endlich gab er zu, daß man die Hülfe auf 45000 Mann hinauf triebe, unter der Bedingung, daß man es bey fremden Truppen bewenden ließe, deren Aufwand um die Hälfte geringer seyn würde als der einer Französischen Armee. Die Kaiserin wäre mit dieser Vermehrung sehr zufrieden gewesen; aber dem Grafen d'Argenson war es daran noch nicht genug, die fremden Truppen standen ihm nicht an, er wollte seine Klienten, seine Kreaturen unter den Hofleuten anstellen, und sein vorzügliches Augenmerk ging auf die Klasse von subalternen Klienten, aus welcher er ein ganzes Heer von Lieferanten zog, dessen Last der Staat noch lange nachfühlen wird.

So stufenweise und durch solche Kabalen gelangten wir dahin, dem Traktat diese unnatürliche Wendung zu ge-

geben, und dem Privatinteresse einiger Personen die Kräfte und die Finanzen des Königreichs aufzuopfern.

Das Oesterreichische Ministerium war in seinem Plan nicht getäuscht wie wir, denn es hatte nichts anders gewollt, als uns unter dem bloßen Namen von Alliirten zu Hauptpersonen des Kriegs machen. Man muß eingestehen, daß seit Philipp dem Zweyten kein Hof seinem Ziel getreuer geblieben ist. Wenn er von seinem Plan abzuweichen scheint, so geschieht es nur, um durch einen Umweg wieder hineinzukommen. Der nämliche Geist und ein beharrliches System, das sich den Umständen anzupassen, sie herbeyzuführen und zu ergreifen weiß, sind immer im Oesterreichischen Kabinet sichtbar gewesen.

Mit vielem Rechte konnte also der Kardinal Fleury sagen, was ich eben in einem seiner Briefe aus der Zeit unsers Krieges mit den Österreichern (Junius 1741) lese: „Die Königin von Ungarn ist im Fall eines Handwerkladens, wo der Tod des Meisters keine Veränderung macht, wenn die Gesellen die Arbeit fortsetzen; sie handelt nach den nämlichen Eingebungen, und gerade wie ihre Vorfahren. In einem andern Brief sagt er: Der Kaiser ist falsch, und haßt uns von Herzen. Er hat von dem Stempel des verstorbenen Kaisers Gebrauch gemacht, um nach seinem Tode verschiedne Geschäfte abzuthun; und das ist erwiesen.

Während daß man sich zum Krieg rüstete, negocirte der Graf von Bernis, — denn Rouillé war nur dem Titel nach Minister — mit allen Europäischen Mächten. Rußland trat dem Traktat von Versailles bey, ohngeachtet aller Gegenbemühungen Bestuchefs, der ganz dem Englischen Hof angehörte, wo er als Page des Königs Georg des Zweiten erzogen worden war. Schweden be-

bewafnete sich für die nämliche Sache. Man legte den Grund zu einer Waffenunion mit Dänemark. Man negocirte mit Baiern, Pfalz und Würtemberg. Der Reichstag verhinderte den König von Preussen, diesen Krieg als einen Religionskrieg vorzustellen. Holland bekräftigte seine Neutralität. Diese Unterhandlungen wurden mit einer solchen Schnelligkeit und Geschicklichkeit fortgeführt, daß sie im April 1757 alle vollendet waren; und der üble Ausschlag des Kriegs zog auch in der Folge, bis an den Tod der Kaiserin Elisabeth, keine der contrahirenden Mächte von dem Bunde ab.

Nunmehr reiste der Graf d'Estrees nach Wien, um den Plan der Kriegsverrichtungen zu verabreden. Hierbey fielen noch einige Schwierigkeiten vor; wir forderten von der Kaiserin eine unbegränzte Entsagung auf die Englische Allianz; und ihre Abneigung dies zu thun, bestärkte uns in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit unsrer Forderung. Endlich willigte sie ein, unter der Bedingung, daß sich Frankreich ebenfalls auf immer von Preussen lossagte, was denn auf beyden Seiten beliebt ward. Hierauf kam die Frage von der Hanöverischen Neutralität. Der Graf von Bernis schlug sie vor, und der König von England wäre um so weniger davon entfernt gewesen, als unsre Fortschritte in Amerika ihn besorgen ließen, daß die Engländer, zufolge ihres Rechts die Anwendung ihrer Finanzen zu bestimmen, die Vertheidigung ihrer Kolonien der Sorge für seine deutschen Staaten vorziehen würden. In der That hatte der Ausgang ihren Entwürfen auf Kanada nicht entsprochen.

Bradock hatte, in Verfolg schon seit 1754 aus London erhaltener Befehle, sich Rechnung darauf gemacht, unsre Besitzungen einzunehmen. Boscaven war durch ähnliche Befehle vom April 1754 beordert, uns zur See anzugreifen. Diese Thatsachen, und viele andre

aus

aus den vorhergehenden Jahren, beweisen hinlänglich, daß die Engländer den Einbruch in Kanada schon längst im Sinne führten; daß sie entschlossen waren uns den Krieg zu erklären; und daß sie das Loos desselben, gegen die Treue der Verträge, durch kombinirte Feindseligkeiten in der alten und der neuen Welt sichern wollten. Die ersten Würkungen dieses Verfahrens waren folgende.

Jumonville, ein Französischer Officier, bringt in Kanada den Engländern, mitten unter den Wilden, ihren Alliirten, gütliche Vorschläge und Friedensworte. Er wird von den Engländern schändlich ermordet, im Angesicht der Wilden, die über einen solchen Frevel gegen die Menschheit und das Völkerrecht entrüstet, größtentheils die Engländer verlassen. Einige von ihnen, wütend über die Barbarey, die man gehabt hatte, sie zu ächten und einen Preis auf ihre Häupter zu setzen, brachen mit Feuer und Schwert in die Englischen Besitzungen.

Der General Bradock fiel in dem Gefecht vom 5ten Julius; und die Papiere, die man bey ihm fand, enthüllten den Zusammenhang der Englischen Projekte, die von verständigeren oder aufmerksameren Ministern als die unsrigen vorausgesehen worden wären. Der Marquis von Vaudreuil und der Marquis von Montcalm waren in den ersten Zeiten dieses Kriegs in Kanada mit dem ausgezeichnetsten Glück gekrönt. Damals war es also sehr wahrscheinlich, daß sich die Engländer zur Hanöverischen Neutralität verstehen würden, um sich bloß auf ihre eigne Vertheidigung einzuschränken; aber unsre Regierung bildete sich ein, daß der König, der nach der Englischen Verfassung Herr über Krieg und Frieden wäre, den letzteren erwählen würde, sobald er sich seines Churfürstenthums beraubt sähe; und dies hielt man für die Sache eines einzigen Feldzugs.

Dem

Dem Adel, welcher Dienste suchte, und dem Kriegsminister, der nichts wollte als Krieg, schienen diese Schlüsse untrüglich. Auch hätten sie einigen Grund gehabt, wenn man anstatt die Kräfte zu betrachten, auf diejenigen, die sie treiben sollten, mehr Acht gegeben hätte; wenn man anstatt die Truppen zu zählen, ihre Anführer genau gegen einander gewogen hätte.

Der Einfluß, der dem Grafen von Bernis in den politischen Geschäften gebührte, wurde weniger gestört, nachdem er den 2ten Januar 1757 in dem Staatsrath Sitz und Stimme genommen hatte. Die kleinen unterirdischen Kabalen von Rouillé waren dem König endlich lästig geworden, und einige Monate nach Bernis Eintritt in den Staatsrath gab Rouillé das Departement der auswärtigen Geschäfte ab, von dem er sich wohl bewußt war, nur den Namen zu führen. Damiens Unternehmung gegen das Leben des Königs begab sich drey Tage nach dem Eintritt des Grafen von Bernis im Staatsrath. Ich werde mich aber hier nicht bey diesem abscheulichen Vorfall aufhalten, indem ich ihn einzeln behandelt habe a).

Die Uneinigkeiten zwischen dem Parlement und dem Ministerium hatten damals ihren höchsten Gipfel erreicht. Un-

a) Dieser Theil von Duclos Memoiren fehlt in den Ausgaben, die wir bisher von denselben haben. Herr Soulavie hat behauptet, daß ihn Herr Buisson untergeschlagen hat, und er versprach ihn in seiner Ausgabe zu liefern. Aber aus den neuerlich bey Herrn Buisson erschienenen Ausgaben der Memoiren von Massillon und von dem Herzog von Aiguillon, an welchen Herr Soulavie selbst einigen Antheil genommen hat, ergibt es sich, daß die beyden Herausgeber sich wieder vertragen haben, Herr Soulavie gibt sogar seine Memoiren von Richelieu wieder im Buissonschen Verlag heraus, und so scheinen denn alle seine vorhergegangnen Beschuldigungen und Versprechungen gänzlich in Vergessenheit gerathen zu seyn. Oekonomische Köpfe wie Herr Soulavie, die mit der Maske des Eifers für irgend eine Partey wuchern, sind auch in unsrer Litteratur nicht selten.

Unmittelbar nach dem lit de justice vom 13ten December hatten die Chambres des Enquêtes und des Requêtes und ein Theil von der Grand'Chambre die Demission ihrer Aemter eingegeben. Der Frevel vom 5ten Januar würde wahrscheinlich alle Gemüther wieder genährt haben, wenn der erste Präsident Maupeou und die vornehmsten Ministers, d'Argenson und Machault es ernstlich gewollt hätten; aber diese drey Männer befolgten den Grundsatz des Tiberius: divide et impera. Drey Wochen darauf (den 2ten Februar) wurden die zwey Ministers durch Hofkabalen entfernt. Niemals sah man den Zeitpunkt so ungeschickt ab, um zwey erfahrne Ministers abzudanken, zumal wenn erwogen wird, wie ihre Nachfolger beschaffen waren. Moras kam an Machaults Stelle, und der Marquis von Paulmy folgte seinem Onkel d'Argenson. Das waren die vornehmsten Werkzeuge des Geschäfts, an welches man zu gehen hatte.

Nachdem alle Einrichtungen gemacht, die Plane verabredet und die Operationen festgesetzt waren, ließ man (1757) eine Armee nach Deutschland abgehen; sie stand unter den Befehlen des Marechal d'Estrees und der Prinz von Soubise kommandirte darinn eine Division. Der Marechal rückte auf die Hanöverischen Lande zu, durchschnitt ganz Westphalen, bemächtigte sich der Stadt Emden, unterwarf Hessen und ging über die Weser ohne zu schlagen. Der Herzog von Cumberland, welcher die Englische Armee von der Braunschweigischen und der Hessischen verstärkt, anführte, zog sich immer vor dem Marechal zurück, und verschanzte sich endlich in einem vortheilhaften Lager bey Hastenbeck. Vielleicht würde ihn der Marechal da nicht angegriffen haben, wenn die Klagen des Hofs, die Spöttereyen der Pariser Cirkel, und die Warnungen, die er erhielt, daß man daran arbeitete, ihn zurückberufen zu lassen, seiner Unentschlossenheit

heit nicht ein Ende gemacht hätten. Die Partey des Prinzen von Soubise, von den Kabalen seiner Schwester, der Gräfin von Marsan, unterstützt, schrie unaufhörlich gegen die Langsamkeit des Marechals, und forderte einen unternehmendern Feldherrn. Die wichtigsten Entschlüsse werden gewöhnlich am Hof durch die nichtigsten Albernheiten bestimmt. Frau von Pompadour war sehr unzufrieden, daß es der Marechal d'Estrees übel nahm, daß der Prinz von Soubise, welcher nur eine Division kommandirte, seine Briefe stempeln ließ: armée de Soubise. Außer diesem wichtigen Grund, hatte auch d'Estrees den albernen Stolz gehabt, über seine Operationen mit Düvernay keine Abrede nehmen zu wollen. Düvernay war Generallieferant, ein unentbehrlicher Mann, dessen Geist sehr fruchtbar an Auswegen war, und der den Krieg besser verstand als die meisten unsrer Generale. Düvernay war gegen diese lächerlichen Aeußerungen von Geringschätzung empfindlich. Er stand in Achtung bey dem König, und war bey der Frau von Pompadour sehr gut aufgenommen, indem er ihr zu einer Zeit Dienste geleistet hatte, wo sie in der Lage war, von sehr vielen Leuten welche empfangen zu können. Der Marechal von Richelieu säumte nicht, diese Gelegenheit zu ergreifen, und sprang sogleich hervor, um sich anzubieten. Frau von Pompadour getraute sich noch nicht, dem Prinzen von Soubise das Generalkommando zu geben und ihn an die Stelle des Marechal d'Estrees zu setzen; sie würde alle Marschälle von Frankreich und alle andern Generale, die älter im Dienst waren als ihr Freund, vor den Kopf gestoßen haben; aber unter allen widerstand ihr der gerade am meisten, der sich jetzt vorschlug. Sie war dem Marechal von Richelieu nie gewogen, weil er, ohne ihr gerade offenbar die Spitze zu bieten, immer auf eine gewisse leichte Art von ihr gegen den König gesprochen und gesucht hatte, sie auf dem Fuß eines bürgerlichen

Geschöpfs, das nicht an seiner Stelle war, einer vorübergehenden Galanterie, eines bloßen Zeitvertreibs, kurz einer Frau, die nicht dazu gemacht war, mit Anstand am Hofe zu leben, von ihm betrachten zu lassen. Das wunderbarste ist, daß diese Vorstellungsart des Marechal von Richelieu ihm nicht eigen war, sondern daß der ganze Hof lange Zeit keine andre kannte. Es schien als ob die Stelle der Maitresse des Königs Geburt und Glanz erforderte. Die Männer beeiferten sich um die Ehre, diese Stelle zu besetzen, und wo möglich durch eine Verwandte; die Weiber stritten sich um den Vorzug.

Es fehlte wenig, daß sie sich nicht laut über die Ungerechtigkeit einer Wahl, die auf eine Bürgerliche gefallen war, beklagt hätten. Ich habe viele von den Damen im Anfang zweifeln gesehen, ob sie anständiger Weise mit ihr umgehen könnten. Sie wählte sich aber bald selbst ihren gesellschaftlichen Zirkel, und zog nicht alle dazu, die sich darum bewarben.

Der Marechal von Richelieu war nun auch in Ansehung der Frau von Pompadour behutsamer geworden; jetzt suchte er sich durch Düvernays Einfluß zu heben, bewarb sich eifrig um seine Gunst, überhäufte ihn mit Liebkosungen und Lobsprüchen, versicherte ihm, daß er sich ganz nach seinen Rathschlägen richten wollte; und Düvernay, vielleicht eben so sehr von Eigenliebe als von seiner Empfindlichkeit gegen d'Estrees geleitet, unternahm es, dem Marechal von Richelieu das Kommando zu verschaffen. Er bat den Grafen von Bernis, ihm bey der Frau von Pompadour eine besondere Audienz auszuwürken, und setzte hinzu, daß er sein Projekt nicht lange gegen ihn geheim halten wollte, daß er es aber für den gegenwärtigen Augenblick verschweigen zu dürfen wünschte. Der Graf von Bernis drang nicht weiter mit Fragen in ihn ein, und verschaffte ihm die Audienz. Bernis war

persönlich hierbey wohl unverdächtig, aber sein Verhältniß mit dem Marechal von Belle-Isle ließ befürchten, daß er ihm mittheilen würde, was im Werke wäre, worauf dann Belle-Isle, als ein Freund von d'Estrees, diesem davon Nachricht geben würde. Man wird bald sehen, wie alle diese kleinen Vorkehrungen nicht verhinderten, daß die Intrigue ruchbar wurde.

Düvernay legte dem König, in Gegenwart der Frau von Pompadour und des Marquis von Paulmy, seinen Plan vor. Paulmy, ein kleiner Schatten von Minister, war nicht im Stand gegen Düvernay zu streiten, noch vielleicht gar ihn zu verstehen. Mehr gemacht, um in nächtlichen Saufgelagen eine Stelle einzunehmen, als in einem Staatsrath, war er hier nichts als Beysitzer. Das Ziel war, den König von Preussen von der Oder- und Elbseite anzugreifen. Die Franzosen und die Kaiserlichen sollten gegen Magdeburg, die Schweden und Russen gegen Stettin rücken. Die Proviantirungen geschahen auf der Maas, dem Rhein und der Weser. Man nahm alle Maaßregeln gegen die Unfälle der Kriege, welche in der Ferne geführt werden.

Der Plan wurde gut auseinander gesetzt, und versprach die glücklichsten und sichersten Folgen; der König billigte ihn sehr. Für die Ausführung war Düvernays Zuziehung nothwendig, und da der Marechal d'Estrees nicht mit ihm sympathisirte, so mußte durchaus ein andrer General ernannt werden. Düvernay überzeugte den König davon, und schlug sogleich Richelieu vor. Er machte das Vertrauen geltend, daß der Sieger von Minorka den Truppen einflößen würde, deren Eifer unter dem Zauderer d'Estrees erkaltete. Um die Frau von Pompadour zu gewinnen, setzte er hinzu, daß der Prinz von Soubise 35000 Mann unter seinen Befehlen haben müßte, mit welchen er in Sachsen einfallen, den König von Preus-

sen daraus verjagen, und sich den glänzendsten Ruhm erwerben würde. Der Marechal d'Estrees, der persönlich sehr tapfer, aber unruhig ist, hat immer furchtsam geschienen, sobald er en chef kommandirt hat. Weniger von dem Wunsch zu siegen begeistert als mit der Sorge für den Rückzug im Fall einer Niederlage beschäftigt, fürchtete er immer, sich zu weit einzulassen. Außerdem hielt ihn noch ein andrer Grund zurück. Der Marquis von Püisieux, sein Schwiegervater, und Saint-Severin waren seine Orakel für die Politik, und sie hatten ihm ihre Vorurtheile gegen das neue System eingeflößt; nun taugt man freylich nicht für die Ausführung eines Plans, dem man nicht gewogen ist. Er hätte aber handeln sollen, oder sich nicht um das Kommando bewerben. Der König, über Düvernays Entwurf fast schon bestimmt, theilte ihn dem Dauphin mit, und forderte ihn auf, darüber nachzudenken, und ihm seine Meinung schriftlich einzugeben. Der Dauphin untersuchte den Plan mit vielem Scharfsinn, und auf seinen Bericht darüber ließ der König den Staatsrath zusammenkommen; um aber alle Debatten über einen gefaßten Entschluß zu vermeiden, brachte er die Sache nicht in Berathschlagung, sondern befahl, sogleich zur Ausführung des vorgelegten Plans zu schreiten.

Der Marechal von Richelieu, welcher der Frau von Pompadour zum Vortheil des Prinzen von Soubise alles was sie nur verlangte versprochen hatte, wurde sogleich ernannt, um die Stelle des Marechal d'Estrees zu besetzen, und erhielt Befehl, das Kommando der Armee zu übernehmen. Wie geheim man aber bis dahin auch die Sache vor dem Marechal von Belle-Isle gehalten hatte, so hatte er, wo nicht alles, doch wenigstens genug davon abgenommen, aus den geheimen Zusammenkünften, aus den Bewegungen des Marechal von Richelieu, aus den bit-

bittern Deklamationen der Gräfin von Marsan, und aus so vielen andern Indiscretionen im Thun, die so viel und noch mehr verrathen als Worte. Diese Entdeckungen waren hinreichend, um ihn zu bewegen an seinen Freund d'Estrees zu schreiben, daß er nicht säumen dürfte, wenn er die Ehre des Feldzugs noch einärnten wollte, indem sonst ein andrer sie ihm entziehen würde. Dadurch wurde d'Estrees veranlaßt, am 26. Julius die Schlacht bey Hastenbeck zu liefern, die er hauptsächlich durch die Tapferkeit des Marquis von Brehan, des Grafen von Chevert und einiger andern Officiere von Rang gewann. Die Folgen dieses Siegs waren so beschaffen, daß die feindliche Armee, in einem seit vier Wochen verschanzten Lager bezwungen, sich zwanzig Stunden weit vom Schlachtfelde zurückzog. Hameln, daß mit allem Mund- und Kriegsvorrath ausgerüstet war, ergab sich bey der ersten Aufforderung. Minden verlangte zu kapituliren, und Hanover schickte seine Magistratspersonen, um die Kontributionen richtig zu machen.

Richelieu kam wenige Tage nach der Schlacht an, und er würde die Ehre davon gehabt haben, wenn er sich nicht in Strasburg aufgehalten hätte, um dort galanter Weise die Herzogin von Lauraguais (Mailli) eine seiner Liebschaften, die von einem Bad zurückkam, zu erwarten. Ich will hier eine edle Handlung aufbewahren, die zwar nur einen Privatmann betrift; aber ich werde leider nicht so viel sonderbare Züge dieser Art haben, daß ich befürchten könnte, den Leser damit zu ermüden.

Brehan, Oberster vom Regiment Picardie, trug durch sein Beyspiel so viel zum Siege zu Hastenbeck bey, daß der Hof, welcher bis dahin seine Dienste wenig erkannt hatte, ihm das Diplom zu einer Pension von 2000 Livres schickte. Brehan antwortete, daß er nie

Belohnungen in Geld verlangt hätte, und daß er den König bäte, diese Pension unter einige Officiere von seinem Regiment, die dessen bedürftiger wären, zu vertheilen. Man wollte von ihm die Namen derer wissen, die sich am meisten ausgezeichnet hätten. Seine Antwort, die ich gelesen habe, lautet: „Keiner von uns hat sich vor dem andern ausgezeichnet, sie haben alle tapfer gefochten, und sind alle bereit wieder anzufangen. Ich kann also bloß ihre Liste nach der Ordnung der Anciennetät eingeben. Was mich betrift, da alles, was ich bisher verlangt habe, mir abgeschlagen worden ist, so sind meine Dienste vom 26sten (dem Tage der Schlacht) zu gering, als daß ich mir schmeicheln sollte, um derentwillen etwas zu erlangen. Mein Glück besteht in der Achtung und der Freundschaft der Soldaten, die niemand im Stande ist mir zu rauben, und ich werde hinführo kein andres mehr suchen.

Der neue General zeigte sich in Ansehung des Geldes weniger schwierig. Da man seine Gierigkeit in diesem Punkt kannte, und bey den Truppen die niedrige Su... nach Beute, die aus Soldaten Räuber macht, zerstören wollte, so durfte der Feldherr nicht selbst das schändliche Beyspiel davon geben. Der Graf von Bernis hatte Auftrag gehabt, dem Marechal von Richelieu vor seiner Abreise vorzuschlagen, daß er selbst seinen Gehalt bestimmen, und ihn so hoch als er wollte, ansetzen möchte. Richelieu verwarf durchaus jede Bestimmung, und behauptete, um seinen Geitz mit einem Ansehen von Würde zu übertünchen, daß er auf keines von den Rechten der Feldherren, wie die Kontributionen, die Sauvegarden, u. s. w. Verzicht thun dürfte, und daß er sich nicht wollte nachsagen lassen, als ob er den Vorzügen seiner Stelle etwas vergeben hätte. In dieser Stimmung

mung reiste er ab, und kein General hat je so fest darin beharrt. Nachdem er sich die Ehre des Siegs hatte entgehen lassen, beschloß er, sich wenigstens durch die Kosten reichlich zu entschädigen, durch alle ersinnlichen Wege bezog er ungeheure Summen aus Westphalen und dem Handverischen. Die Soldaten, durch das Beyspiel angetrieben, und durch die Ungestraftheit frech gemacht, plünderten überall, und nannten ihren General unter sich nicht anders als Papa Maraudeur, (le pere la maraude). Weit entfernt, sich dieser Räuberey zu schämen oder sie nur zu verbergen, trug er bey seiner Zurückkunft in Paris die ausschweifendste Pracht zur Schau. Er glaubte einer von den Triumphatoren zu seyn, welche ehemals mit der Beute der Ueberwundnen prangten. Er ließ vor den Augen des Publikums das köstliche Landhaus bauen, welches vom Volk noch bis diese Stunde das Handverische Pavillon genannt wird.

Nachdem der Marechal d'Estrees seinem Nachfolger das Kommando der Armee übergeben hatte, kam er zurück ohne abgerufen zu seyn, und erschien am Hofe, mit jener edlen Bescheidenheit, die dem gekränkten und siegreichen Verdienst so schön ansteht.

Die Truppen, welche während der Feldzüge zur Wache des Königs zurückbleiben, gingen zusammen hinaus, um den Marechal zu salutiren und zu bewillkommen. Seine Gegenwart brachte die feindliche Kabale aus der Fassung. Aber er machte davon keinen Gebrauch. Er legte dem König über den Zustand der Armee seine Rechnung ab, und bat um die Gnade, auf seine Güter gehen zu dürfen, ohne den Kriegsminister zu sehen, den er den Auswurf von Paulmy nannte. Der König ließ ihm in allem seinen freyen Willen.

Indessen benutzte der Marechal von Richelieu den Sieg seines Vorgängers, und drang in das Handveri-

sche ein, dessen Hauptstadt er durch den Herzog von Chevreuse einnehmen ließ. So lange als dieser in Hannover gewesen ist, haben alle Einwohner sich seines edeln Betragens zu erfreuen gehabt, und sie haben noch nach seiner Abreise fortgefahren, ihm die größten Lobsprüche zu geben. Die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel unterwarfen sich. Der Herzog von Cumberland, welcher immer vor dem Marechal floh, ließ ihm verschiedne Vorschläge thun, auf welche dieser anfangs antwortete, daß er nicht als Unterhändler, sondern als Feldherr abgeschickt worden wäre. Seine Antwort wurde vom König gut geheissen, und ihm ausdrücklicher Beyfall bezeugt. Es wäre zu wünschen, daß er in diesen Gesinnungen beharrt hätte.

Kaum erfuhr er, daß sein Betragen gebilligt wurde, so fing er an es zu ändern. Der Herzog von Cumberland, der sich mit seinen erschrocknen Truppen nach Stade geflüchtet hatte, und sich auf dem Punkt sah, vernichtet zu werden, ließ durch den Grafen von Lynar, Dänischen Minister, der aber in Englischem Solde stand, mit dem Marechal eine Unterhandlung anspinnen. Lynar bot die Vermittelung des Königs von Dänemark an, und gab dem Marechal die größten Lobsprüche über den Ruhm, der seiner wartete, den Krieg ohne Blutvergießen zu endigen. Man brachte ihm die glänzenden Namen des Friedensstifters in Genua, des Erhalters dieser Stadt, des Siegers von Minorka in's Andenken zurück. Der König von Preussen berauschte ihn mit den nämlichen Schmeicheleyen in einem Brief, dessen Original ich gelesen habe.

Damals schrieb der Marechal an den Grafen von Bernis, daß er Willens wäre, die Handverische Armee in Bremen, Verden und Stade einzuschließen; und er setzte hinzu, daß er dem Präsidenten Ogier, unserm Minister in Dänemark, bereits davon Nachricht gegeben hätte.

hätte. Dieser hatte, in der Ueberzeugung, daß Richelieu von unserm Hof autorisirt werden würde, bey dem König von Dänemark in Verfolg dieser Mittheilung gehandelt.

Wenige Tage nach dem Abgang dieses Briefs an den Grafen von Bernis, (den 8. September) und ohne die Antwort abzuwarten, schloß Richelieu die berüchtigte Konvention von Kloster Seven, durch welche die Franzosen Meister vom Hanöverischen, Bremischen und Verdischen blieben; die Braunschweigischen, Hessischen, Sachsen-Gothaischen Truppen hingegen, und überhaupt alle Alliirten von Hanover sich jede in ihre Länder zurückziehen, bis an das Ende des Kriegs in der vollkommensten Neutralität beharren, und die Hanoveraner über die Elbe ziehen sollten.

Hierbey ist zu bemerken, daß weder der Herzog von Cumberland noch der Marechal von ihren Herren bevollmächtigt waren; daher brachte der Fortgang der Begebenheit auch bald diese Konvention auf ihren wahren Werth herunter, und machte sie zu einem bloßen Spiel. Es ist der gröbste Fehler, den man in diesem Krieg begangen hat, und die Quelle aller unsrer Unfälle. Der Wiener Hof und Schweden gaben ihr Mißfallen laut zu erkennen. Dies hätten wir selbst auch thun sollen, den Marechal abberufen, der bey den Engländern nicht einmal so gut weggekommen seyn würde, und einen wahren Feldherrn an seine Stelle schicken. Der Graf von Maillebois, welcher unter Richelieu diente, befolgte stillschweigend alle seine Befehle und hütete sich wohl einen Fehler zu verhindern, der nach dem natürlichen Lauf seinen Obern stürzen mußte, in dessen Stelle er alsdann eingetreten wäre. So haben es überhaupt unsre kommandirenden Officiere während dieses ganzen Kriegs gegen einander gehalten. Sie haben sich alle entweder

als Ignoranten oder als schlechte Bürger gezeigt. Diejenigen aber, die voraussetzten, daß die Konvention von Kloster Seven Richelieus Fall nach sich ziehen müßte, erwiesen unsrer Regierung zu viel Ehre. Der Graf von Bernis sah deutlich, daß der Marechal sich in eine Falle hatte locken lassen; aber am Ende eines Feldzugs schien es kein andres Mittel zu geben, als das Verfahren des Generals zu bekräftigen, indem man, wenn dasselbe nicht anerkannt wurde, den Feinden einen Vorwand verschaffte, bey der ersten günstigen Veranlassung die Konvention zu übertreten. Man schickte ihm also ungesäumt die Vollmachten zur Ratifikation, und empfahl ihm dabey besonders die nöthige Vorsicht zu gebrauchen, um die Vollstreckung eines Vertrags zu sichern, der nichts weiter als eine militairische Kapitulation hätte seyn sollen, und der durch seine Thorheit eine politische Konvention geworden war, deren Ausführung von der Ehrlichkeit der Engländer abhing, da sie ihrer Ratifikation bedurfte.

Als die Folgen dieser Konvention so unglücklich wurden, daß man sie dem Marechal zum Vorwurf machte, gab er vor, man hätte ihn zu lange auf unsre Ratifikation warten lassen, und dadurch wäre man um alle Vortheile der Konvention gekommen. Wahr ist es, daß in der Vergleichung zwischen dem Verfahren Frankreichs und Englands, welche unser Ministerium einige Monate darauf herausgab, dem Marechal von Richelieu wenig oder nichts zur Last gelegt wird; aber damals hatte man ein Interesse dabey, die Gültigkeit einer Konvention aufzustellen, deren Uebertretung man den Engländern vorwerfen wollte. Auch war die Schrift von Büssy aufgesetzt, einer Kreatur des Marechals, dessen Sekretair er ehemals gewesen war.

Uebrigens kennt man ja das schonende Verfahren unsers Hofs gegen große Frevler. Diejenigen, welche ihm

ihm Bestrafung bewürken könnten, sind sich bewußt, daß sie einer gleichen Nachsicht bedürfen, oder einstens bedürfen werden.

Der Herzog von Dûras, durch welchen Richelieu dies schöne Werk nach Hof schickte, fand die beste Aufnahme. Er bewarb sich schon lange um die Stelle als erster gentilhomme de la Chambre: sollte man glauben, daß er in Rücksicht auf diese glorreiche Sendung den Vorzug vor seinem Konkurrenten, dem Herzog von Nivernois, erhielt, vor welchem er vielleicht aus Erkenntlichkeit für sein Betragen gegen ihn bey andern Gelegenheiten hätte zurücktreten sollen, und der nachher den schwersten Frieden zu Stande gebracht hat, ohne einen andern Lohn dafür zu haben als die öffentliche Achtung?

Während daß wir in Deutschland die Vortheile unsrer Siege aus den Händen ließen, suchten die Engländer ihre Unfälle wieder gut zu machen. Der Tod des Admiral Byng, welcher den 14. März vor den Augen des Volks hingerichtet wurde, überzeugte dasselbe, daß die Niederlage von Minorka nur die Schuld eines einzelnen Dieners gewesen war.

Eine furchtbare Flotte, unter der Anführung des Admiral Hawke, die zwanzigtausend Mann Landungstruppen unter den Befehlen des General Mordaunt trug, zeigte sich den 21. September an den Küsten von Aunis, und warf die Anker am 23. bey der Insel Aix, an der Mündung der Charente. Der alte Dû Barail, einer unsrer Viceadmirale, der seinem Vaterlande nur noch durch seinen guten Rath dienen konnte, lag schon lange unserm Ministerium an, diese Insel in Vertheidigungsstand zu setzen. Er schlug Plane dazu vor, die nichts weniger als kostspielig gewesen wären; aber entweder achtete man nicht auf ihn, oder das Geld, was dazu erfordert wurde,

wurde, schien vielleicht bey irgend einer galanten Dame vom Hof besser angewandt. Wir haben die Folgen dieser Vernachläßigung empfunden, und werden beym nächsten Krieg gewiß nicht daran denken, ihnen vorzubauen. Die Engländer nahmen sich vor, die Magazine von Rochefort zu zerstören, la Rochelle einzunehmen, und die ganze Küste mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Sie hätten einen Theil ihrer Plane ausführen können; aber die Fassung der wenigen Truppen, welche längs der Küsten zusammengebracht wurden, hielt sie entfernt. Sie getrauten sich nicht zu landen, und kehrten den 1. Oktober nach England zurück, nachdem sie einige verlorne Bomben geworfen hatten. Ich habe seitdem in London mit dem Lord Holderneß, der lange Minister war, darüber gesprochen; und er hat mir gesagt, daß von allen Unternehmungen auf unsre Küsten diese die einzige wäre, die er gebilligt hätte, und daß sie hätte gelingen müssen, wenn sie besser geleitet worden wäre.

Auch in Kanada waren die Engländer nicht glücklicher. Der Marquis von Vaudreuil zerstörte ihre Vesten am Ohio, und verbrannte viele Gebäude und Magazine, wo sie für 15000 Mann Munitionen hatten. Er trug dem Marquis von Montcalm auf, das Fort Sankt George zu belagern, das mit allem versehen war und von 3000 Mann vertheidigt wurde, die theils in der Veste, theils in einem verschanzten Lager an der Veste postirt waren. Montcalm eroberte sie fünf Tage nach Eröfnung der Laufgräben, und schleifte sie sogleich. Der Admiral Holbourne unternahm die Belagerung von Louisbourg, er wurde aber von einem so wüthenden Sturm empfangen, daß eines von seinen Schiffen von 70 Kanonen gegen die Felsen zerschmettert wurde. Was von seiner Flotte am übelsten mitgenommen war, rettete sich in den Kolonien; das übrige kehrte nach England zurück.

Bis

Bis dahin hatten wir Fehler begangen und unser Glück zu benutzen versäumt, wirkliche Unfälle hatten wir noch nicht erfahren. Die Lage der Sachen veränderte sich bald. Der König von Preussen ließ ein Korps von Truppen zurück, um Sachsen zu bewachen, und rückte schon im Monat April gegen Böhmen. Den 5. May fand er sich der Oesterreichischen Armee gegenüber, sie stand unter dem Kommando des Prinzen Karl von Lothringen, des Schwagers der Kaiserin, welcher den Feldmarschall, Grafen von Brown unter sich hatte. Den andern Tag, am 6., grif er an der Spitze von 100000 Mann den Prinzen Karl an, der nur 50000 hatte. Der Sieg erklärte sich für die Preussen, aber sie konnten nicht verhindern, daß der Rest der geschlagenen Armee, 35 bis 40000 Mann an der Zahl, sich in Prag hineinflüchtete, das ziemlich mit Munitionen versehen war. Eine so zahlreiche Besatzung schreckte den König nicht ab, und er belagerte die Stadt. Brown, ob er gleich in der letzten Schlacht tödtlich verwundet worden war, gab mit der größten Seelenruhe die Befehle zur Vertheidigung der Stadt; aber mit desto mehr Thätigkeit trieb Friedrich die Belagerung. Er ließ eine ungeheure Menge von Bomben hineinwerfen, und so viel mit glühenden Kugeln schießen, daß alles in der Stadt entweder in Flammen stand oder umgestürzt wurde. Die Belagerung dauerte sechs Wochen, als der Feldmarschall, Graf von Daun, mit einer Armee, die er zusammengetrieben hatte, zum Entsatz von Prag heranrückte. Als er im Angesicht der Preussen stand, marschirte er zurück, um einigen Truppen Zeit zu geben, zu ihm zu stoßen, und um nur einen Theil der Feinde gegen sich zu locken. Friedrich nahm diese Manövre für ein Zeichen von Furchtsamkeit, und rückte mit dem Prinzen von Bevern dem Grafen von Daun entgegen, indem er dem Feldmarschall Keith die Fortsetzung der Belagerung überließ. Daun, welcher

zu

zu Chozemitz vortheilhaft postirt war, erwartete unbeweglich den Anmarsch der Feinde. Sie griffen ihn zu vier verschiedenenmalen mit Ungestüm an, und wurden viermal mit Verlust zurückgeschlagen. Als Daun beym fünften Angrif gewahr wurde, daß die Feinde erschlaften und Terrein verloren, ergrif er den Augenblick, um selbst auszufallen. Das that er mit solcher Gewalt, daß er sie über einander stürzte, und gänzlich zerstreute. Der König, außer Stand, seine Truppen wieder zu sammeln, zog sich eilig zurück.

Auf diese Nachricht geht der Prinz Karl heraus, greift den Feldmarschall Keith in seinen Linien an, bricht in die Verschanzungen, (den 20. Junius) tödtet mehr als 2000 Mann, und treibt das übrige in die Flucht. Sechs Tage darauf starb Brown in Prag an den Wunden, die er beym Gefecht vom 6. May bekommen hatte, mit dem Trost, seine Niederlage noch gerächt zu sehen. Der König, welcher nun das Feld nicht mehr behaupten konnte, vertheilte seine Armee in Schlesien und in Sachsen, und räumte Böhmen. Auf diesen Unfall folgten noch viele andre. Die Russen überzogen Ostpreussen. Der General Haddik drang an der Spitze eines Korps von Oesterreichern im Brandenburgischen bis Berlin vor, das er brandschatzte. Der Schrecken war so groß bey seiner Annäherung, daß die königliche Familie sich in Gefahr glaubte, weggeführt zu werden und nach Spandau flüchtet; aber auch da fand sie sich noch nicht sicher genug, und verschloß sich in Magdeburg.

Die Reichsstände, welche die schnellen Fortschritte des Königs anfänglich so bestürzt hatten, daß sie nicht wagten, Partey zu nehmen, beeiferten sich jetzt ihr Kontingent zu liefern. Diese kombinirte Armee, unter dem Kommando des Prinzen von Sachsen-Hildburghausen,

stieß

stieß in Sachsen zu der, welche der Prinz von Soubise anführte.

Auf einer andern Seite waren die Schweden in Preussisch-Pommern eingerückt, wo sie verschiedne Plätze besetzten.

Alles schien den Untergang des Königs von Preussen zu verkünden. Die verschiednen Armeen, zwischen welchen er gedrängt wurde, und die nichts unternahmen, was ihm Gelegenheit geben konnte, seine militairischen Talente auszuüben, hätten ihn gezwungen, den Frieden unter jeder Bedingung, die man ihm aufgelegt hätte, zu erbitten. In dieser schlimmen Lage war er, als er durch seine Schmeicheleyen beytrug, den Marechal von Richelieu zur Konvention von Kloster Seven zu verleiten. Kein Fürst kennt die Menschen so gut wie er, keiner versteht sich so sehr auf die Kunst sie zu verderben, oder aus ihrer Verderbniß Vortheil zu ziehen a). Uebrigens bin

a) Das letzte war wohl eher Friedrichs des Großen Fall, als jene satanische Größe, die wir mehr in den Idealen der Dichter als in der menschlichen Natur finden. Man wird im Anhang einige Umstände über die Verhandlung des Königs mit dem Marechal von Richelieu finden; es mochte dem innern Bewußtseyn eines Friedrich wohl etwas kosten, sich gegen einen Richelieu zu Schmeicheleyen herabzulassen, aber das achtzehnte Jahrhundert war nicht mehr die Zeit jener starren und einseitigen Größe, die wir an manchen Helden des Alterthums bewundern, und der König hielt sich nicht lange bey der Beschämung auf, wo es darauf ankam, die Eitelkeit eines Gecken zum Werkzeug seiner Rettung zu machen. In dem Herzen Friedrichs des Großen war überhaupt manches, das den ausländischen Beurtheilern seiner Thaten und seines Karakters entgangen ist; und dies war wohl am Ende auch das Eigenthümliche seiner Größe, oder wenn man will das nothwendige Kennzeichen des größten Mannes unsrer Zeiten: daß sein öffentliches Leben eine Reihe von Widersprüchen zwischen seinem Geist und seinem Herzen war. Heinrich der Vierte konnte so groß seyn als Friedrich der Zweyte, und argloser und treuer scheinen. Erworbene Laune, deren Grund Menschenverachtung war, und das Bewußtseyn sowohl als hauptsächlich der

bin ich unsern Feinden eben so viel unparteyische Gerechtigkeit schuldig als uns, und ich muß hier anmerken, daß der König von Preussen in den bedrängten Umständen, worin er sich gefunden, niemals den Muth noch die Gegenwart der Seele, die dem Muth seine beste Richtung gibt, verloren hat. Mitten in seinen Unfällen behielt er eine scherzhafte Laune, die einen Mann bewies, welcher nie aufhörte, sich seines eignen Geistes zu erfreuen. Wenn ich von allem beraubt werde, sagte er, so schmeichle ich mir wenigstens, daß es keinen Souverain gibt, der mich nicht gern zum General seiner Armee nähme.

Er erfuhr, daß der König von England, bestürzt über das Glück unsrer Waffen, einige Neigung zum Frieden zeigte, und er schrieb damals jenen stolzen Brief an ihn, den er selbst öffentlich verbreiten ließ, worin er ihm ihre gegenseitigen Verbindlichkeiten zurückruft, und von seiner Höhe herunter zu ihm spricht. Ich wünschte seiner Moralität die nämlichen Lobsprüche geben zu können wie seinen glänzenden Eigenschaften. Diese haben auf die Französische Imagination einen solchen Eindruck gemacht, daß die meisten unsrer Officiere, indem sie gegen ihn zu Felde zogen, in ihren Reden nichts unterließen, was den Muth ihrer Soldaten erkälten konnte. Als Friedrich das Uebergewicht wieder gewonnen hatte, traf man in den Gesellschaften, in den Zirkeln, auf den Spatziergängen, in den Schauspielhäusern von Paris mehr Preussen als Franzosen an. Die wenigen, die noch am Französischen Interesse Theil nahmen, durften sich

der Instinkt der Ueberlegenheit brachten eine wunderbare Einheit in alle Inkonsequenzen des Königs hinein; aber um Friedrichs Karakter richtig zu schätzen, muß man sehr viele Eigenschaften als koexistirend denken, die man sonst unter verschiedne Karaktere zu vertheilen und als specifische Bestimmungen derselben anzusehen pflegt.

sich kaum getrauen damit laut zu werden. Aber freylich waren in dem vorhergehenden Krieg gegen die Königin von Ungarn diese Anhänger Friedrichs ebenfalls Oesterreichisch gewesen; dahingegen während der Unfälle Ludwigs des Vierzehnten wir zwar unsre Leiden empfanden, aber alle unsre Wünsche für unser Vaterland waren. Man hörte nicht in Paris die Namen Eugens und Marlboroughs lobpreisen. Vielleicht muß die Regierung sich diese Veränderung selbst zurechnen. Wenn ein Volk seine Achtung für einen Feind, so sehr er sie auch verdienen mag, zu laut äußert, so ist es immer ein Zeichen vom Mißvergnügen der Nation. Das Ministerium kann sich allein darum anklagen; wenn es die Herzen der Unterthanen entfremdet, hat es das größte aller Verbrechen begangen.

Wenn sich auch der König von Preussen nicht zu sehr schmeichelte, mit so vielen mächtigen Feinden fertig zu werden, so unterließ er wenigstens nichts, was ihm dazu verhelfen konnte. Er suchte die Protestanten zu überreden, daß dieser Krieg ihre Religion sehr nahe anginge. Ohngeachtet seiner Gleichgültigkeit, oder vielmehr seiner offenbaren Verachtung gegen alle Religionen, stellte er sich doch als den Beschützer des Protestatismus auf. Die Protestanten konnten sich auch nicht gewöhnen, den Churfürsten von Sachsen dafür anzusehen, seitdem der König August und nach ihm sein Sohn ihren Glauben abgeschworen hatten, um den vergänglichen Königstitel in Polen zu erlangen, den ihre Nachkommenschaft nicht behalten wird.

Die Protestanten von der Reichsarmee zogen ungern gegen den König von Preussen zu Felde. Dieser, noch immer im Besitz von Sachsen, hatte seiner Armee wieder Muth eingeflößt, und hielt sich im Vertheidigungsstand, bis eine Gelegenheit erschien, anzugreifen, wozu es denn bald kam.

Der Prinz von Soubise war bey dieser Kampagne angewiesen, die Preussen bloß durch kleine Anfälle zu beunruhigen und zu schwächen, ohne sich in ein ordentliches Gefecht mit ihnen einzulassen; und er war nicht sehr geneigt, seine Befehle zu überschreiten. Seit der Eröfnung des Feldzugs forderte er die Verstärkung, die der Marechal von Richelieu versprochen hatte ihm zu liefern. Dieser eilte sich aber damit nicht, und er traf, ohngeachtet der Wuth der Frau von Pompadour, alle mögliche Maaßregeln, um den Prinzen von Soubise scheitern zu machen. Nachdem er die Konvention von Kloster Seven so ungeschickt abgeschlossen hatte, sorgte er noch schlechter für ihre Vollstreckung. Anstatt seine Kräfte zu diesem Behuf beysammen zu behalten, ließ er sechs Bataillons und sechs Escadrons unter Villemürs Anführung zurück, um 45000 Mann im Zaum zu halten, die gewiß auf die nächste Gelegenheit lauerten, den Vertrag zu übertreten. Unter dem Vorwand, selbst dem Prinzen von Soubise zu Hülfe zu kommen, marschirte er vierzehn Tage bis Halberstadt, und blieb sechs Wochen dort. Ein Beweis, daß bey seinem Betragen eben so viel Unfähigkeit als List zum Grunde lag, ist, daß er diese ganze Zeit sechs Meilen von Magdeburg, wo er wußte, daß nur zweytausend Mann Rekruten zur Besatzung waren, müßig blieb. Endlich entschloß er sich, dem Prinzen von Soubise dreyßig Bataillons zu schicken, behielt deren funfzig mit einem Korps von Kavalerie, und trennte das übrige, das er am Rhein einquartirte, unter dem Vorwand des mangelnden Proviants, den er verkauft oder verschwendet hatte.

Seitdem der Prinz von Soubise mit seinen Truppen zur Reichsarmee gestoßen war, wurden jene als bloße Hülfstruppen angesehen, und er fand sich dem General der Reichsarmee, dem Prinzen von Sachsen-Hildburg-

burghausen, untergeordnet. Einmal wäre er bald von einer streifenden Preussischen Partey aufgehoben worden, und sie verfehlte ihn nur um eine Viertelstunde. Es sollte Frankreich nicht so gut werden; aber an dem Prinzen von Soubise hätte es allein zu entdecken, daß er von dem Gothaischen Hof und von dem Prinzen von Hildburghausen verrathen wurde, indem letzterer im Herzen dem König von Preussen anhing, und vielleicht an ihn verkauft war.

Friedrich, dem nichts entging, urtheilte, daß er von der Reichsarmee, die aus disharmonirenden Theilen bestand, schlecht organisirt und der gemeinen Sache wenig zugethan war, nicht viel zu befürchten hätte. Er rückte vor, indem er sich immerfort vortheilhaft postirte. Indessen schrien Paris und der Hof gegen das furchtsame Betragen des Prinzen von Soubise. Seine Schwester, die Gräfin von Marsan, hatte Mühe ihn in Schutz zu nehmen.

Der Ruf des Französischen Feldherrn schreckte den König eben so wenig ab, als er unsern eigenen Truppen Zutrauen einflößte. Nach so vielen Siegen über die Oesterreicher wünschte Friedrich auch über die Franzosen einen Vortheil zu gewinnen; aber eben deswegen wollte er es nicht zu leichthin auf den Zufall ankommen lassen: er wußte wie vielen Einfluß der erste Ausschlag des Glücks, und ob er für oder wider uns falle, bey uns auf die Folge eines Kriegs hat. In dieser Stimmung lagerte er sich der Reichsarmee gegenüber, nachdem er die besten Maaßregeln genommen und den vortheilhaftesten Posten ausgesucht hatte.

Sey es Unvorsichtigkeit oder hohe Einbildung oder Verständniß mit dem König gewesen, kurz der Prinz von Hildburghausen wollte ihn angreifen. Man hielt öfters

darüber Rath, und der Prinz von Soubise, seinen Anweisungen getreu, war sehr abgeneigt, das Loos der Waffen zu versuchen. Revel, jüngerer Bruder des Herzogs von Broglio, hingerissen durch die seiner Familie angeborne Tapferkeit, unterstützte mit großem Eifer die Meinung des Prinzen von Hildburghausen. Soubise widerstand noch. Was ihn entschied war ein Billet, das er von dem Marquis von Stainville, nachmaligen Herzog von Choiseuil, unserm Gesandten in Wien erhielt, und durch welches ihm dieser dringend zur Schlacht anrieth. Ich weiß dieses von einem Minister, dem es Stainville in einem der Augenblicke von Indiscretion, die ihm natürlicher sind als die Aufrichtigkeit und durch welche er sich zuweilen verräth, selbst gesagt hat.

Der Prinz von Soubise ließ sich also zur Roßbacher Schlacht bereden, und verlor sie mit allen den Umständen, von welchen man so viele Berichte hat. Revel ließ sich todtschlagen, wie er es unmöglich fand zu siegen. Ich werde mich bey dieser unglücklichen Begebenheit nicht aufhalten, noch die Verlegenheit der Höflinge, die Beschämung der Günstlinge, das Geschrey des Publikums, den Unwillen der Patrioten schildern. Warum, so sprachen noch die nachsichtigsten, warum schränkt sich der Prinz von Soubise nicht auf den Ruf ein, in welchem er steht, ein rechtschafner Mann zu seyn, beym König beliebt zu seyn, um welchen er es durch seine aufrichtige Ehrfurcht verdient, zugänglich, verbindlich, von aller Habsucht frey zu seyn; warum muß er den unseligen Ehrgeitz haben, ein Kommando zu suchen, dessen er unfähig ist? Der einzige Trost war, daß dieser erste Feldzug auch sein letzter seyn, und daß er sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde. Man erinnerte sich, daß nach der Niederlage von Ramillies Ludwig der Vierzehnte der Nation noch so viel Achtung erwiesen hätte, den Ma-

rechal

rechal von Villeroi zurück zu berufen, ohngeachtet er ihn persönlich liebte, und die Frau von Maintenon ihn unterstützte. Aber Frau von Pompadour hatte nicht die nämliche Discretion; sie wollte durchaus ihren Freund bis zum Connetable erheben: indessen wurde hierzu wenigstens ein einziger kleiner Sieg erfordert; und die Gunst allein verschaft keinen, außer am Hof. Man schämte sich nicht, die Armee zu verläumden, um den Feldherrn zu retten. Die erwiesene Untüchtigkeit des Prinzen von Soubise verhinderte nicht, daß er im folgenden Jahr Marechall von Frankreich wurde, und fortfuhr zu kommandiren. Uebrigens verlor der König von Preussen Schlesien, während daß er zu Roßbach siegte. Der General Nadasti hatte Schweidnitz eingenommen, und der Prinz Karl, von Nadasti unterstützt, grif am 22. November den Prinzen von Bevern an, brach in sein verschanztes Lager bey Breslau, machte eine Menge von Gefangenen, und zog zwey Tage darauf in Breslau selbst ein.

Der König bricht mit einer unglaublichen Schnelligkeit an der Spitze seiner Armee auf, kömmt in Schlesien an, stößt zum Prinzen von Bevern, greift am 5. December den Prinz Karl bey Lissa an, und gewinnt den vollständigsten Sieg. Das Gefecht dauerte nicht lange, aber gegen 40000 Mann wurden gefangen genommen oder auseinander getrieben, und Friedrich zog wieder in Breslau ein. Von diesem Augenblick nahm der König die Sprache des Siegers an, und verkündigte Rache gegen die Reichsstände, welche ihr Kontingent geliefert hatten. Insbesondre nahm er sich vor die geistlichen Churfürstenthümer zu verwüsten, oder wie er es nannte, einen Gang auf der Pfaffenstraße zu machen. Diese drey Staaten, die auf dem Reichstag mit zählen, können auf dem Felde nicht für einen gerechnet werden. Der Graf d'Argenson, dem sein Neffe Paulmi in seiner Verweisung alles

was vorging, berichtete, ergrif diesen Augenblick, um einen Aufsatz gegen den Traktat von Versailles in Paris verbreiten zu lassen. Der Aufsatz war ziemlich gut geschrieben, und erhielt noch mehr Verdienst durch die Umstände, die man gewählt hatte, um ihn bekannt zu machen. Die kleine Anzahl derer, welche den Traktat nicht gebilligt hatten, zogen laut gegen diejenigen los, die ihn als ein Meisterstück der Politik betrachtet hatten *a*); andre vergaßen oder verläugneten ihre ehemaligen Lobeserhebungen; und der große Theil des Publikums, der nur nach dem Ausgang urtheilen kann, sah ihn für die Quelle unsrer Unfälle an.

Der Graf von Bernis war, wie wir gesehen haben, nie einer von den lebhaftesten Anhängern des Traktats gewesen, ohngeachtet er ihn unterzeichnet hatte; als die erste Nachricht von der Niederlage bey Roßbach ankam, urtheilte er, daß bey der Uneinigkeit im Staatsrath und der Unfähigkeit der Feldherren nichts gelingen könnte; und er erklärte ohne Umschweife gegen den König selbst, daß wir uns nicht schmeicheln dürften, den Krieg glücklicher zu führen als wir angefangen hätten, daß weder Frankreich noch Oesterreich Anführer hätten, die sie dem König von Preussen und dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig entgegensetzen könnten, daß man also nicht säumen dürfte, den Frieden zu schließen, und günstigere Umstände abwarten müßte, um den Freundschaftsvertrag, der demohngeachtet immer bestehen könnte, wirksam zu machen.

Frau von Pompadour, welche den Traktat als ihr Werk und die Kaiserin als ihre Freundin ansah, widersprach

a) Ich gebe diesen Perioden, so wie er wahrscheinlich heissen muß. Im Original ist er unvollständig und ohne Sinn: überhaupt scheint der ganze Abschnitt vom siebenjährigen Krieg ziemlich nachläßig, und nach einem fehlerhaften Manuscript abgedruckt zu seyn.

sprach dem Vorschlag des Grafen von Bernis, gegen welchen sie von diesem Augenblick anfing kälter zu werden. Sie machte das größte Aufheben von der Schande und der Gefahr, die Kaiserin zu verlassen, welche eben jetzt Schlesien fast ganz wieder in ihre Gewalt bekommen hätte; denn die Schlacht bey Lissa war damals noch nicht geliefert. Sie setzte hinzu, daß Maria Theresia in ihrer Empfindlichkeit sich mit dem König von Preussen in Unterhandlungen einlassen, und mit den Engländern gegen uns gemeine Sache machen könnte. Der König, den die Schlacht bey Roßbach mehr erbittert als niedergeschlagen hatte, war zum Frieden nicht geneigt, und hatte dem Prinzen von Soubise einen Trostbrief geschrieben. Außerdem fühlte er, wie schwer es seyn würde, die Kaiserin zum Frieden zu bewegen, oder ihr auch nur den ersten Vorschlag zu thun.

Unter diesen Umständen erfuhr man die Niederlage der Oesterreicher bey Lissa. Der Graf von Bernis nahm davon Anlaß, dem König vorzustellen, daß der Wiener Hof, in der Bestürzung, worin er sich jetzt befinden müßte, sich vielleicht zum Frieden geneigter finden lassen würde. Die Hanoveraner, die Hessen und ihre Alliirten, durch unsre Unfälle und die Preussischen Siege aufgemuntert, brachen jetzt die Konvention von Kloster Seven, und gaben dem Grafen von Bernis neue Gründe, auf den Frieden zu dringen. Da der Staatsrath ebenfalls dafür stimmte, so gab der König zu, daß man die Unterhandlung mit der Kaiserin einging. Wir werden die Folgen davon sehen.

Der Marechal von Richelieu, welcher nunmehr die Folgen seiner Konvention einsah, und noch schlimmere besorgte, ging auf einmal von der Hofnung zur Kleinmüthigkeit über. Er ließ durch Dümesnil, seinen Klienten, dem Prinzen Ferdinand eine Neutralität zwischen den

Preussen und Franzosen für den ganzen Winter vorschlagen. Die Kaiserin nahm es sehr hoch auf, schrieb darüber an den König, und es wurde dem Marechal untersagt weiter zu gehen. Der König von Preussen unterließ indessen nicht, sich des bloßen Vorschlags zu bedienen, um ein Mißtrauen gegen uns einzuflößen, das unsre Aussöhnungsplane noch vermehren konnten.

Richelieu ging nun mit den Truppen, die er bey sich hatte, nach Halberstadt ab, und rief diejenigen zurück, die er am Rhein in Winterquartiere vertheilt hatte. Kaum waren sie angelangt, so kam ein Theil davon um, der die Länge der Märsche, und die Härte der Jahreszeit, im Monat December, nicht hatte aushalten können. Nachdem sie beysammen waren, hielt Richelieu Kriegsrath, um zu überlegen, was nun zu thun wäre. Alle Officiere wünschten sich Frankreich zu nähern und stimmten für die Räumung des Churfürstenthums; Richelieu widersetzte sich allein, und marschirte den 25. December gegen den Prinzen Ferdinand, der sich zurückzog.

Die beyden Armeen rückten jetzt wieder in ihre Quartiere ein. Der Marechal berichtete mit seinem gewöhnlichen Vertrauen auf sich selbst, daß die seinigen unangreifbar wären, und kehrte wieder an den Hof zurück, wo die Furcht vor seiner Partey, deren Stärke die Weiber vorzüglich ausmachten, ihm eine bessere Aufnahme verschafte als man erwartet hatte. Indessen wurde er bald gewahr, daß er die nächste Kampagne nicht mehr kommandiren würde, und er konnte, trotz der Artigkeiten die man ihm erwies, doch bemerken, daß man nicht zum Besten gegen ihn gestimmt war. Aber das öffentliche Gerede über seine Erpressungen gab ihm weder Reue noch Beschämung; er reiste nach seiner Statthalterschaft von Guyenne, und verschuldete noch diese Provinz durch die Kosten und den Aufwand von Pracht, womit er sie zu sei-

seinem Empfang und Aufenthalt brandschatzte. In Ermangelung der Siege verschafte er sich Triumphe.

Als er nach Westphalen abging, hätte er gewünscht, daß ich ihm gefolgt wäre; aber der Graf von Bernis rieth mir davon ab, und ersparte ihm die Lächerlichkeit, einen Geschichtschreiber mitgenommen zu haben, der nichts als Ungeschicklichkeiten aufzuzeichnen gehabt hätte.

Während daß man sich bemühte, die Kaiserin zu einer Aussöhnung zu bringen, arbeitete der Graf von Bernis, auf den Fall, daß der Wiener Hof nicht zu überreden wäre, an der Stiftung einer Waffenunion mit Dänemark. Sie wurde durch den Präsidenten Ogier von Kabinet zu Kabinet, und ohne Zuziehung des Dänischen Gesandten an unserm Hof, betrieben. Die Bedingungen waren, daß wir dieser Macht Ostfriesland einräumten, nebst sechs Millionen Vorschuß, die von den gewöhnlichen Subsidien abzuziehen waren. Als es zum Zahlen kam, ward der Generalkontroleur der Finanzen vollkommen wortbrüchig. Wir erlangten zwar dadurch den Vortheil, daß Dänemark verhindert wurde, die Anerbietungen der Engländer anzunehmen; aber die Sache machte unsrer Regierung keine Ehre.

Wir bewogen auch den Herzog von Mecklenburg, uns einen Durchzug über die Elbe und eine Kommunikation mit den Schweden zu gestatten.

Schlechter als das unsrige konnte kein Ministerium in Ansehung der Finanzen und des Kriegs besetzt seyn; Moras war eine vollkommne Null, Paulmy ganz untüchtig und noch etwas schlimmeres. Sie ließen sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren, und zogen sich zurück. Man hat mehrere Ministers durch Kabalen oder durch den allgemeinen Haß vertrieben gesehen; diese wurden es durch die Verachtung, was sie dann der Ehre des Exiliums beraubte.

raubte. Das Volk macht die Ministers nicht, aber es stürzt sie zuweilen. Die öffentlichen Beamten sollten, anstatt Angeber zu besolden, treue Diener unterhalten, die ihnen von den Urtheilen des gesammten Volks a) Rechenschaft gäben, ohne Einzelne zu verläumden.

Boulogne bekam die Generalkontrole, und der Marechal von Belle-Isle das Kriegsdepartement. Letzterer nahm den Generallieutenant Cremille zum Beyhelfer: einen rechtschaffenen und unterrichteten Mann, Bruder von La Boissiere, dem Schatzmeister der Stände von Bretagne, wo man seinen Verlust noch lange empfinden wird.

Um den Staatsrath in seinen verschiedenen Theilen zu stärken, schlug der Graf von Bernis vor, den ehemaligen Siegelbewahrer Chauvelin und den Grafen von Maurepas von ihrer Verweisung zurückzurufen; aber den ersten verwarf der König, den zweyten Frau von Pompadour. Der Graf von Bernis suchte es wenigstens dahin zu bringen, daß Gilbert zu den Parlamentssachen, in welchen er damals eine große Rolle spielte, zugezogen würde; Frau von Pompadour ließ Berryer adjungiren, aus welchem sie ihren Verwalter machen wollte. Gewiß ist es, daß er ihre Geschäfte auch viel besser besorgte als die des Staats; späterhin machte sie ihn zum Minister von der Marine. In diesem Posten brachte er es durch lauter

a) Hier und weiter oben steht publik, wo ich Volk gesetzt habe. Die regenerirten Franzosen sagen *peuple*: aber der allgemeine Sinn einer öffentlichen Stimme, die sich irren kann aber nie lügen, und der alle Staatsmänner die größte Achtung schuldig sind, scheint mir von den Schattierungen in den Ausdrücken, welche nach den verschiednen Zeiten wechseln, unabhängig zu seyn; und ich habe daher das Wort, welches jenem allgemeinen Sinn entspricht, um so mehr vorgezogen, als ich eine uns Deutschen eigne Schattirung der Sache sowohl als des Worts nicht kenne. Der Name Volk muß es nicht entgelten, daß es gegenwärtig ein *public* gibt, welches über das *peuple* richtet und oft sehr damit unzufrieden ist.

ter Grobheit dahin, daß er verabscheut wurde, ohne nur die Ehre zu haben, daß man ihn fürchtete. Endlich wurde er Siegelbewahrer, zum Skandal der höheren Magistratur, zum Spott des Hofes, und ohne das mindeste Verdienst, um den Fehler seiner Geburt gut zu machen. Er ist im Besitz der Gunst gestorben, und war auch nicht dazu gemacht, sie zu verlieren. Frau von Pompadour hatte ihn aus der Pariser Polizey hervorgezogen, um ihn an den Hof zu verpflanzen, wo er immer fremd schien. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Stelle als Polizeylieutenant einen großen Anspruch zur Gunst der Frau von Pompadour gibt, der Geheimnisse wegen, die man dadurch in Stand gesetzt wird, ihr zukommen zu lassen. Ich glaube indessen, daß ein Polizeylieutenant durch die Dinge, die er ihr im Betref ihrer selbst verbirgt, eben so viel Glück bey ihr macht, als durch alles, was er ihr sonst anvertrauen mag. Man behauptet, daß Berryer viel zur Ungnade des Grafen d'Argenson beygetragen hat, durch Auffangung eines Briefes an die Gräfin d'Estrades, wo die Frau von Pompadour übel mitgenommen und der König nicht geschont war.

Der Graf von Bernis gab sich vergebliche Mühe, dem Herzog von Nivernois eine Stelle im Staatsrath zu verschaffen; die gegründete Meinung, die man von seinen Fähigkeiten hatte, vermochte nichts über den fortwährenden Widerwillen der Frau von Pompadour gegen alles was durch Verwandtschaft oder Freundschaft mit dem Grafen von Maurepas in einiger Verbindung stand; und der Herzog von Nivernois war mit diesem doppelten Flecken behaftet.

Obschon der Graf von Bernis Befehl erhalten hatte, zwischen den Höfen von Wien und von Berlin den Frieden zu betreiben, oder uns wenigstens von diesem Kriege zu befreyen, so fühlte er doch, daß dieser Befehl nichts

weiter

weiter als eine im Staatsrath erpreßte Erlaubniß war. Der Staatsrath und insbesondre der Dauphin wünschten den Frieden, aber der König war nicht sehr dazu geneigt, und Frau von Pompadour war ganz dawider. Sie bestand noch immer, gegen den öffentlichen Wunsch, darauf, daß ihr theurer Soubise kommandiren sollte, und er glaubte noch die Schande von Roßbach zu tilgen.

Man hatte beschlossen, ihn mit einem Korps von 24000 Mann zum General Daun stoßen zu lassen.

Der Graf von Clermont wurde bestimmt, die Stelle des Marechal von Richelieu zu besetzen. Man glaubte, daß ein Prinz vom Geblüt, dessen Geburt man ehrte und der für seine Tapferkeit geschäzt wurde, den Truppen Zutrauen einflößen, oder wenigstens die Kriegszucht wieder herstellen, und jenes Gepräge von Räuberey, das von dem Feldherren auf die Soldaten übergegangen war, auslöschen würde. Mit dem Anfang vom Februar begab er sich nach Hanover, aber außer Stand mit Truppen, die durch Krankheiten niedergeworfen waren, dem Prinzen Ferdinand die Spitze zu bieten, räumte er schon am 28sten das Hanöverische, um sich dem Rhein und dem Proviant zu nähern.

Der Prinz Ferdinand führte die Hanoveraner an, mit welchen seit dem Bruch der Konvention von Kloster Seven die Hessen und Braunschweiger vereinigt waren.

Der König von England hatte dem Vertrag des Herzogs von Cumberland, seines Sohnes, seine Genehmhaltung versagt, ohnerachtet der König von Dänemark die wechselseitigen Versprechen in Verwahrung genommen hatte. Der Herzog von Braunschweig, dem seinigen getreu, ertheilte seinem Sohn Befehl, seine Truppen zurückzubringen, und gab dadurch sein Mißfallen an dem Bruch der Konvention laut zu erkennen. Aber der Prinz Ferdinand

dinand nahm keine Rücksicht auf die Befehle seines Vaters, und zwang die Braunschweiger, sich mit den andern zu vereinigen. Seine erste That war die Einnahme von Harburg gewesen, wo Perense sich vortreflich vertheidigte, und entschlossen sich unter den Ruinen zu begraben, von dem Prinzen die ehrenvollste Kapitulation erhielt.

Indem die Franzosen nach und nach so viele Plätze räumten, wuchs das Zutrauen der Feinde immer mehr. Der Prinz Ferdinand trieb den Grafen von Clermont bis über den Rhein, grif ihn bey Crevelt den 23. Junius an, und blieb Meister vom Schlachtfeld. Diese Schlacht war um so unglücklicher, als die Feinde selbst das Feld geräumt haben würden, wenn sich der Graf von Clermont nicht früher zurückgezogen hätte. Der Graf von Gisors, Sohn des Marechals von Belle-Isle, wurde bey Crevelt in seinem 25sten Jahre getödtet. Es war ein Verlust für die Nation; dieser junge Mann wurde in einem Alter, wo die Besten nur Hofnungen geben, schon für einen erfahrnen Krieger und für einen Staatsmann angesehen.

Die vornehmsten Kriegsvorfälle, von welchen die Schriftsteller der verschiednen Nationen und die besondern Memoiren schon genug Umstände liefern werden, will ich hier nur flüchtig darstellen, und mich dafür über die Hofkabalen mehr ausbreiten, welche die wahren Triebfedern der größten Begebenheiten sind, und von denen ich Gelegenheit gehabt habe, verschiedenes zu erfahren.

Der Prinz von Soubise wollte den Prinzen Ferdinand nöthigen, wieder über den Rhein zu gehen und seinem Lande zu Hülfe zu kommen; er rückte daher in Hessen ein, und schlug (am 23. Julius) ein Korps von Truppen, das der Prinz von Isenburg anführte.

Er erfocht am 10. Oktober bey Lauterburg einen andern Vortheil, und man nahm davon Anlaß, ihm den Marschallsstab zu geben. Diesen Sieg hatte er hauptsächlich dem Generallieutenant Chevert zu verdanken, einem Officier, dessen Abkunft ihn gezwungen hatte, sein Glück selbst zu machen, und dem die nämliche Ehre gebührt hätte, wenn diejenigen unter seinen Mitwerbern, die keinen andern Anspruch als die Geburt haben, es nicht dahin gebracht hätten, daß man ihr den Vorzug über das Verdienst zuerkennt. Wenigstens muß ihn die Geschichte entschädigen, indem sie ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Der Graf von Clermont war von seiner Niederlage so bestürzt, daß er immer seine Armee zurückführen, und den Preussen die Niederlande preis geben wollte. Der König verbot es, und rief ihn von der Armee ab, unter dem Vorwand, ihm die Rückreise seiner Gesundheit wegen zu erlauben. Contades nahm seine Stelle, und um sein Ansehen zu erhöhen, wurde ihm die Marschallswürde gegeben.

Während dieses ganzen Kriegs gab jeder Feldherr Anlaß, einen andern an seine Stelle zu wünschen, ohne daß man wußte, wo ihn hernehmen. Wir waren auch zur See nicht glücklicher als zu Lande. La Clüe, der kein anders Verdienst hatte als daß er Hofmeister des Herzogs von Penthievre, Admirals von Frankreich, gewesen war, erhielt das Kommando über ein mit allem Proviant versehenes Geschwader. Nachdem er sich gegen sechs Monate in Karthagena hatte blockiren lassen, kehrte er mit der Hälfte seines Geschwaders in Verwirrung wieder zu Toulon ein; was freylich nicht vorgefallen wäre, wenn sich der Anführer und die meisten seiner Officiere so tapfer betragen hätten als der Graf von Sabran. Ich habe den König, bey der Zurückkunft dieses Officiers nach Versailles, ihn dem ganzen Hof mit

den

den Worten vorstellen sehen: hier ist einer der ersten und der tapfersten Edelleute meines Reichs. Diese Aufnahme ist unstreitig eine kostbare, und eines Franzosen würdige Belohnung; aber keinem von den übrigen Officieren wurde das geringste Zeichen von Mißfallen gegeben. Die Könige von England und von Preussen, die am 11. April dieses Jahres ihr Bündniß wieder erneuert hatten, spannten alle ihre Kräfte, um Frankreich und Oesterreich zugleich und von allen Seiten anzugreifen. Louisbourg, das im vorigen Jahr durch einen Meersturm vor den Engländern geschützt worden war, fiel in diesem in ihre Gewalt. Dieser Platz, für welchen ungeheure Summen verwandt oder wenigstens ausgegeben worden waren, war so wenig befestigt, daß die Lastthiere durch die Breschen in den Mauern so leicht hineinkamen als durch die Thore.

In Europa erschien der Admiral Anson an den Küsten von Frankreich mit einer Flotte von 26 Linienschiffen, zwölf Fregatten, einer Menge Brander und Bombengalioten, und hundert Transportschiffen, die 16000 Mann unter der Anführung des Lords Marlborough trugen. Anson blockirte mit zwanzig Schiffen den Hafen von Brest, und Marlborough landete (den 7. Junius) in Cancale, rückte gegen Saint Malo vor, und bemächtigte sich der Vorstadt von Saint-Servan, die nur durch den Hafen von der Stadt abgesondert ist. Er verbrannte die Vorräthe von Stricken und Tauen, die Magazine und ungefähr achtzig Kauffarthey- und Kaperschiffe; aber die Stadt getraute er sich nicht anzugreifen, und auf die Nachricht, daß die Truppen aus der Provinz zur Hülfe kämen, schifte er sich (den 10. Junius) wieder ein, wurde bis zum 22. durch den Wind in Cancale aufgehalten, und kehrte nach England zurück.

Die nämliche Flotte segelte kurz darauf wieder aus England ab, (am 30. Julius). Anson blockirte den Ha-

Hafen von Brest zum zweytenmal, und der Admiral Howe warf die Anker (am 6. August) vor Cherbourg, fing damit an, daß er die Stadt bombardirte, und ließ den folgenden Tag seine Truppen unter der Anführung von Bligh, der dem Lord Marlborough in diesem Posten gefolgt war, an das Land steigen. Bligh kam ohne Hinderniß in eine offene Stadt herein, nahm weg was er an Kanonen fand, verbrannte fünf und zwanzig bis dreyssig Kauffahrteyschiffe, zwang die Stadt, sich durch eine starke Brandschatzung vor der Plünderung zu retten, verwüstete die umliegenden Felder, und schifte sich den 4. September zu Saint-Lunaire wieder ein, zwey Meilen von der Stadt, von welcher sie durch den Fluß Rance getrennt waren. Die vorliegenden Forts verhinderten die Engländer gegen die Stadt etwas zu unternehmen; aber dafür plünderten und verwüsteten sie die Felder mit der größten Grausamkeit. Marlborough hatte nur die Strenge ausgeübt, zu welcher der Krieg berechtigt; aber Bligh betrug sich als Räuber, und diesem Charakter blieb er auch durch seine Flucht getreu. Ohngeachtet er eine starke Armee, und in dieser die Auswahl der Englischen Truppen hatte, unter andern ein Korps von Volontairs vom ersten Stand, in welchem der Prinz Eduard, Bruder des gegenwärtigen Königs, Georg des Dritten, selbst diente; so schreckte ihn doch die Annäherung einiger Regimenter und der Milizen, die aus Küstenbewohnern, und in der größten Eile zusammengeraften Bauern bestanden und von Bretagner Edelleute angeführt wurden. Er dachte an nichts, als sich eiligst wieder einzuschiffen; und wenn der Herzog von Aiguillon, oberster Befehlshaber in der Provinz, dem Eifer der Einwohner entsprochen hätte, so würde kein Engländer wieder auf die Schiffe gekommen seyn. Er fürchtete zu viel zu wagen, bey einer Gelegenheit, wo ein leicht zu erwerbender Ruhm sich von selbst darbot. Ich habe mich seiner immer zu loben gehabt,

habt, ich wünschte, daß die Gerechtigkeit, die ich ihm wiederfahren ließe, mehr zu seinem Vortheil gereichte; aber ich habe größere Pflichten gegen die Wahrheit und das Vaterland. Als er nahe genug zum Gefecht stand, wollte er von dem Schrecken des Feindes keinen andern Nutzen ziehen, als ihn zum schnellsten Rückzug zu zwingen. Er wußte nicht, wie sehr ein kühner Angrif die Furcht eines Feindes vermehren kann, der in seinen Schiffen eine Zuflucht zu finden glaubt, um davon zu gehen, sich in Verwirrung dahinstürzt, und sein Heil nicht in der Verzweiflung sucht.

Die Engländer eilten auf ihre Schiffe, und die Bretagner knirschten, daß ihnen die Rache entging, die sie an ihren Feinden nehmen konnten. Herr d'Aubigni, welcher unter dem Herzog von Aiguillon diente, müde, den Befehl zum Angrif zu erwarten, und ungeduldig, daß er ihn nicht erhielt, ließ endlich das Regiment Boulonnois vorrücken, um ins Handgemeng zu kommen. Die Bretagner Edelleute, welche ein Korps von Volontairs ausmachten, stießen zur ersten Reihe von den Grenadieren.

Als der Ritter de la Tour d'Auvergne, Obrister vom Regiment Boulonnois, die Manoeuvre der Edelleute gewahr wurde, verließ er seinen Posten in der Mitte, und bat sie um die Erlaubniß, sich an ihre Spitze zu stellen. Die Regimenter Brie, Marbeuf, das Bataillon Miliz liefen herbey. Die Franzosen griffen die Engländer in ihren Verschanzungen an, vertrieben sie, ohngeachtet des Musketenfeuers und des schweren Geschützes, das aus der Flotte feuerte, aus ihren Posten, jagten sie bis in das Meer, warfen sich bis an den Gürtel hinein, und hier wurde Mann gegen Mann gekämpft. Die Niederlage war blutig, mehr als 2000 Engländer wurden getödtet oder ertränkt, eine gleiche Anzahl, welche

Der Graf von Bernis, welcher den Frieden nie aus den Augen verlor, wollte wenigstens, wenn er es nicht durchsetzte, aus dem Zustand unsrer Finanzen die Mittel ermessen, die wir hätten, um die Kosten des Kriegs zu bestreiten. Der König befahl dem Generalkontroleur Boulongne, diesen Zustand mitzutheilen, der den Verwaltern der Finanzen selbst oft unbekannt ist. So wie er war, erschreckte er den Grafen von Bernis. Er betrieb also und erhielt von der Kaiserin die Einschränkung der Subsidien auf die Hälfte, und die Quittung über das was von den alten rückständig war.

Zugleich unternahm er eine schwerere Operation, an welcher die Ministers immer gescheitert sind: nämlich die Einschränkung der Ausgaben vom königlichen Haus, (im Junius 1758.). Es gibt keine Art von Unordnung, die mehr Beschützer findet. Jeder Knecht hat das Recht zu schreyen, und die Gewißheit, daß irgend ein Großer, der eben so sehr Knecht ist als er und mehr Ansehen hat, ihn unterstützen wird. Ein Mißbrauch, oder gerade heraus, eine häusliche Räuberey, die durch die lange Dauer nur strafbarer seyn sollte, wird zum gültigen Anspruch. Der König, ermüdet vom zudringlichen Geschrey, hatte die Gefälligkeit, gegen seinen eignen Vortheil um Nachsicht zu bitten; es blieb bey nichtigen Einschränkungen, über welche sich die Höflinge lustig machen, und die auch wirklich die Armuth mehr verkünden als ihr abhelfen. Der Graf von Bernis, der seit Rouille's Abgang Minister der auswärtigen Geschäfte war, fand an dem Wiener Hof mehr Leichtigkeit für seine ökonomischen Plane als am Französischen. Durch seine Bemühungen ließ man sich dort eine zweyte Verminderung der Subsidien gefallen, deren Ehre sich der Herzog von Choiseul, sobald er in seinem Posten saß, um so ungescheuter anmaßte, als man die Gütigkeit hatte, sie ihm zu lassen.

Alle Einschränkungen setzten noch nicht in den Stand, den Aufwand zu bestreiten, und sie brachten auch keine Feldherren hervor. Der Graf von Bernis beschloß also, mit allen seinen Kräften an der Stiftung des Friedens zu arbeiten. Um aber die Frau von Pompadour nicht zu beleidigen, und um sich sogar ihres eigenen Beystandes zu versichern, wenn es darauf ankommen würde, den König zu bereden, bewies er ihr, aber ohne sie überzeugen zu können, in einer besonderen Konferenz die völlige Unmöglichkeit, den Krieg fortzusetzen. Die Unterredung wurde lebhaft, er fand hier mehr Widerstand als nachher bey der Kaiserin selbst. Vergebens stellte er ihr vor, daß alle Unfälle Frankreichs ihnen beyden allein zur Last gelegt würden. Oeffentlich wußte man nicht, daß er sich dem ersten Vorschlag des Traktats mit dem Wiener Hof widersetzt hätte; öffentlich wußte man nichts von den Einwendungen, die er gemacht, den Vorkehrungen, die er getroffen, den vorläufigen Bedingungen, die er gefordert hätte, die ihm versprochen und nicht gehalten worden wären: lauter Dinge, die der Unterzeichnung vorausgegangen wären. Oeffentlich wußte man nichts von den geheimen Artikeln des Traktats, die für Frankreich so vortheilhaft waren, und deren Erfolg bey andern Feldherren als die unsrigen nicht hätte trügen können. Die Minister, welche den Traktat am meisten gebilligt hatten, läugneten es ab, seitdem der Ausgang ihren Hofnungen nicht mehr entsprach. Ohne wie sie sich selbst zu widersprechen, mußte man dem Strome nachgeben. Er stellte vor, alles was man öffentlich wüßte, wäre, daß er einen Traktat unterzeichnet hätte, dessen Folgen so unglücklich ausschlügen; er würde für dessen einzigen Urheber angesehen, und sie, mit mehrerem Recht, würde beschuldigt, ihn angegeben zu haben und den Krieg fortführen zu wollen, um dem Prinzen von Soubise das Kommando zu erhalten. Frau von Pompadour war so entfernt,

fernt, diesen Gründen nachzugeben, daß sie nicht einmal ohne Empfindlichkeit sie anhörte; und als der Graf von Bernis zum Schluß noch äußerte, daß er entschlossen wäre abzugehen, wenn er den König nicht zum Frieden bereden könnte, indem er dem Vorwurf, daß er den Krieg fortsetzen wollte, nicht ausgesetzt bleiben möchte; antwortete die Frau von Pompadour, er würde dadurch gegen die Dankbarkeit fehlen, und nach allen Gnaden, mit welchen er überhäuft worden wäre, seiner Ehre nicht einmal ein großes Opfer bringen. Der König, erwiederte er, und die Welt werden günstiger davon urtheilen als Sie denken, sobald sie mich meine Abteyen und die Anwartschaft auf den Kardinalshut aufgeben und nichts behalten sehen, als das Priorat de la Charité, auf welches ich als Geistlicher durch meine bloße Geburt, ohne mich der geringsten Dienste rühmen zu können, Ansprüche haben würde.

Nachdem der Graf von Bernis gegen die Frau von Pompadour alles gethan hatte, was er ihr schuldig war, sprach er auch vor dem versammelten Staatsrath mit der nämlichen Offenherzigkeit. Er zeigte, daß im gegenwärtigen Augenblick der Traktat nicht erfüllt werden könnte; daß indessen zwischen dem Französischen und dem Wiener Hof das gute Verständniß immer noch fortdauern würde; daß aber durch den Bruch der Konvention von Kloster Seven, durch die Verschiedenheit der Generale, durch die Vernichtung der Marine die Sache auf beyden Seiten verfehlt wäre. Er setzte hinzu, daß die Armee unfehlbar hinter den Rhein zurückgehen würde; daß die Kaiserin, bey dem Abgang der gewöhnlichen Subsidien, nicht anders als schwach würde agiren können, und daß es kein Mittel mehr gäbe, als Spanien zur bewafneten Vermittelung zu bewegen. Ohngeachtet der König geneigter schien, den Krieg fortzuführen, so stimmte doch

der gesammte Staatsrath und insbesondre der Dauphin für den Frieden. Demnach gab der König dem Grafen von Bernis Vollmacht, diesem Plan gemäß mit dem Wiener Hof zu negociiren.

Die Kaiserin schmerzte es sehr, ihren rachsüchtigen Gesinnungen gegen den König von Preussen ein Ziel setzen zu müssen; da sie aber unsre Gründe nicht bestreiten konnte, so gab sie ihre Einwilligung zu den Friedensunterhandlungen. Der Marquis von Stainville, unser Ambassadeur in Wien, durch welchen die Sache bey der Kaiserin betrieben wurde, hatte die Weisungen des Grafen von Bernis gewissenhaft befolgt, so lange er ihn als den auserwählten Minister der Frau von Pompadour angesehen hatte, und ihm nicht eingefallen war, daß sie und der Graf von Bernis verschieden denken könnten. Er hatte daher die Einwilligung der Kaiserin erlangt und abgeschickt; als er aber aus den Briefen der Frau von Pompadour abnahm, wie leid es ihr um die anfangs eingegangenen Verbindlichkeiten war, so begrif er, da ihm seine Lage zumal auch Gelegenheit gab zu sehen, wie viel Zwang sich die Kaiserin zu dieser Einwilligung anthat, daß die Gunst des Grafen von Bernis anfangen müßte abzunehmen. Er wußte, mit welcher Leichtigkeit sich bey der Frau von Pompadour eine leidenschaftliche Zuneigung in Ueberdruß verwandelte. Er benutzte den Augenblick, und entwarf den Plan, den Grafen von Bernis, dessen biegsamstes Werkzeug er bis dahin gewesen war, zu stürzen, und sich selbst auf seinen Trümmern emporzuheben.

Er sagte zur Kaiserin, und schrieb es an die Frau von Pompadour, daß der Graf von Bernis den Muth zu leicht fallen ließe, daß die Lage noch nicht verzweifelt wäre, und daß wir keine Mühe haben würden, uns mit Vortheil herauszureissen. Diese Ideen entsprachen den

den Wünschen beyder so sehr, daß sie den schnellsten Eingang fanden. Frau von Pompadour fand keine Schwierigkeit dabey, den König wieder zu einem Entschluß zu bringen, den er ungern aufgegeben hatte. Es wurde also beschlossen, den Krieg fortzusetzen.

Der Graf von Bernis, überzeugt, daß man unsre Uebel nur verschlimmern könnte, stellte dies vergebens vor. Da er nun nicht mehr mit Ehren das Werkzeug eines Systems, das er mißbilligte, bleiben zu können glaubte, so erbot er sich, sein Departement abzugeben, das in den Händen des Marquis von Stainville besser aufgehoben seyn würde: da er es so leicht hielte, den Dingen wieder eine gute Wendung zu geben, so wüßte er ohne Zweifel auch die Mittel, es dahin zu bringen.

Nach allen den kleinen am Hofe gebräuchlichen Falschheiten, durch welche man diejenigen, die man entfernen will, zu bereden sucht, daß man sie behalten möchte, wurde festgesetzt, daß der Marquis von Stainville das Departement der auswärtigen Geschäfte übernehmen, der Kardinal Bernis hingegen — denn er hatte eben den Hut bekommen — mit dem neuen Minister gemeinschaftlich handeln, und überdem die Parlamentssachen insbesondre zu besorgen haben würde, indem die Streitigkeiten der Parlamente mit dem Hof beynahe ein eignes Departement nöthig machten. Der Kardinal Bernis fühlte wohl, daß selbst der Schein der Einigkeit zwischen ihm, seinem Kollegen und der Frau von Pompadour nicht lange dauern würde. Er bemerkte, daß er ihnen im Wege war, und um ihnen die Sache leicht zu machen, suchte er sich auf eine offene und freymüthige Art mit ihnen zu erklären; er sprach von dem Zwang, in welchen er sie setzte, erklärte, daß er, bey der Verschiedenheit seiner Gesinnungen von den ihrigen, immer scheinen würde, sie zu durchkreuzen, wenn er im Staatsrathe stimmte,

und schlug vor, als das beste Mittel, um Freunde zu bleiben, sich auf eine Zeitlang von einander zu trennen, weswegen er, unter dem Vorwand seiner Gesundheit, die es auch in der That bedürfte, den König auf einige Monate um Urlaub bitten würde.

Frau von Pompadour und Stainville, der gleich von seinem Eintritt im Staatsrath an Herzog von Choiseul geworden war, verschwendeten die innigsten Freundschaftsbezeugungen, drangen in ihn bey ihnen zu bleiben; und wenige Tage darauf ließen sie ihn exiliren.

Man sollte denken, daß diese Treulosigkeit überflüßig gewesen wäre, und daß es ihnen an einer freywilligen Entfernung hätte genügen können, aber dabey beruhigten sie sich nicht. Frau von Pompadour hatte oft gesagt, daß sie den König niemals an einem Menschen so lebhaften Geschmack hätte finden sehen, wie an dem Grafen von Bernis. Dies machte den Herzog von Choiseul für die Folgen besorgt. Die Marquise und er fanden also nichts rathsamer, um diesen vorzubauen, als den Kardinal durch einen Brief vom König, den sie zusammen entwarfen, exiliren zu lassen. Sie waren überzeugt, daß der König einen Menschen, den er gemißhandelt hätte, nie wieder würde aufnehmen wollen; wenigstens hat man davon kein Beyspiel erlebt. Der Kardinal war mehrere Monate vor seiner Verweisung, und selbst vor Empfang des Huts, schon in petto in Ungnade gefallen; da er aber dem König schon öffentlich Danksagungen über seine Bewilligung des vom Papst Benedikt dem Vierzehnten gethanen Vorschlages abgelegt hatte, so war es den Feinden des designirten Kardinals nicht mehr möglich, die Bewilligung zurücknehmen zu lassen, noch Clemens den Dreyzehnten (Rezzonico) zu verhindern, daß er das Wort seines Vorgängers erfüllte, ohngeachtet alle priesterliche Schändlichkeiten dazu angewandt

wandt wurden. Herr Girard, welcher unter dem Kardinal Fleury die Liste der Benefizien hielt, und die Sollicitanten empfing, hat mir gesagt, daß man sich von den Abscheulichkeiten, welche die Konkurrenten gegen einander erfänden, durchaus keinen Begrif machen könnte. Bey den andern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft findet man, was den Punkt der Rivalität betrift, nur Kinder in Vergleichung mit der geistlichen. Einige andre Ursachen trugen noch zur Verzögerung dieses Schlags gegen den Kardinal Bernis bey. Die Geistlichkeit hielt über ein neues don gratuit eine außerordentliche Versammlung, in welcher der Kardinal dem König sehr viel Nutzen schafte; und die Geistlichkeit selbst war so mit ihm zufrieden, daß sie ein Erzbisthum für ihn verlangt haben würde, wenn er sich nicht dawider gesetzt hätte. Außerdem war das Ministerium willens, ein Edikt beym Parlament durchzusetzen, durch welches ein neuer Zuschuß herbeygeschaft werden sollte a); und da der Kardinal bey dem Parlament sehr beliebt war, so besorgte man durch die Verweisung des einzigen Mannes, dem es die Wiedervereinigung seiner Mitglieder verdankte, ihm üble Laune zu machen.

Nach der Entfernung des Kardinals gab die Frau von Pompadour dem Herzog von Choiseul ihr ganzes Vertrauen. Dieser neue Minister, welcher die Geschäfte wiederherstellen und die Ehre unsrer Waffen aufrichten sollte, that nichts weiter als den Krieg noch vier Jahre verlängern, um uns in neue Uebel zu stürzen, und mit einem schändlichen Frieden zu enden. Wenn er so viel Politik und Scharfsinn gehabt hätte als Ehrgeitz, so würde er die Maaßregeln benutzt haben, die der Kardinal bereits des Friedens wegen getroffen hatte, er würde unter erträglichen Bedingungen diesen Frieden geschlossen haben,

a) Edit bursal.

haben, und wäre aus dem nämlichen Grund für unsern Erretter angesehen worden, aus welchem man den von seinem Vorgänger unterzeichneten Traktat für die Quelle unsers Unglücks hielt.

Der Herzog von Choiseuil hätte freylich alsdann die Versprechungen, welche er der Kaiserin und der Frau von Pompadour gethan hatte, zu verläugnen geschienen; aber er hätte anführen können, daß er die Dinge besser beurtheilte, seitdem er sie mehr in der Nähe erblickte; und er würde damit obendrein den Ruf eines guten Bürgers, der keine Scheu trägt, für das Wohl des Staats seine eigne Meinung aufzugeben, an sich gerissen haben. In der Welt wußte man damals noch nicht, daß der Kardinal kein andres Verbrechen begangen hatte als den Frieden zu wollen. Seine Ungnade war zu frisch, als daß sie um seiner Rechtfertigung willen hätte zurückgenommen werden können; und diese Rechtfertigung selbst hätte man nicht anerkannt, geschweige denn eingestanden. Der Herzog von Choiseuil hielt die Frau von Pompadour in einer solchen Verzauberung, daß es nichts auf der Welt gab, wovon er sie nicht hätte überreden können: hatte er sie doch überzeugt, daß er die schönste Seele wäre, die sie je gekannt hätte! denn so drückte sie sich über ihn aus, und man wird gleich sehen, worauf sich das gründete a). Ich habe schon erklärt, daß ich mich bey den kriegerischen Unternehmungen nicht aufhalten würde. An diesen großen, traurigen und einförmigen Begebenheiten, mit welchen die Werke unsrer Geschichtschreiber erfüllt sind, nehmen die Leser nicht so vielen Antheil als die unglücklichen Opfer derselben. Mir sollen sie bloß als Epochen dienen, um gewisse Triebfedern zu entwickeln, welche in die Geschichte der Menschheit einschla-

a) Hier ist wieder ein kleines Versehen im Text, dem ich durch den bloßen Zusatz eines Punkts, wie ich glaube, am besten abgeholfen habe.

schlagen. In dieser Hofnung werde ich jetzt das Verhältniß, den verschiednen Standpunkt und den Charakter der vornehmsten handelnden Personen darstellen.

Die Marquise von Pompadour hatte sich durch Feten, durch Zerstreuungen und durch das, was man insgemein Vergnügungen nennt, gegen den Ueberdruß des Königs gehalten, und schmeichelte sich, durch die Staatsgeschäfte zu regieren. Sie hatte wirklich an dem vorhergehenden Frieden einigen Antheil gehabt. Der König zog damals mit zu Felde, seine langen Abwesenheiten bekümmerten die Favoritin; sie hatte also ihren eignen wichtigen Grund, den Frieden zu wünschen. Aber in dem gegenwärtigen Krieg ließ der König seine Generale allein handeln, und Frau von Pompadour fand viel Vergnügen daran, bey der Wahl der Minister und Feldherren ihren Einfluß wirken zu lassen, kurz aus einer Maitresse zum Zeitvertreib eine Staatsperson zu werden. Ueberdem war dieser Krieg ihr Werk, sie hielt sich für die Freundin der Kaiserin, und es gehörte ein stärkerer Kopf als der ihrige dazu, diesem Rausch zu widerstehen.

Der Herzog von Choiseuil erkannte die schwache Seite der Frau von Pompadour, und wußte sie gut zu benutzen. Er war aus einem vorzüglich bekannten Geschlecht, seine Figur war klein und widrig, er hatte aber Tapferkeit, Verstand und noch mehr Kühnheit. Als er in die große Welt eintrat, suchte er durch glückliche Abentheuer in der Liebe zu glänzen: ein Beweis, daß es niemanden gibt, der nicht Anspruch darauf machen könnte. Zu gleicher Zeit strebte er nach einem gewissen Ruf von Bosheit, zu welcher er trefliche Anlagen hatte, und auf die er sich viel einbildete. Damit hält man die Dummköpfe noch immer in Respekt und macht sich ihnen furchtbar. Indessen dienten ihm seine Handlungen hierbey noch mehr als seine Einfälle; über jene beklagte man

sich

sich, diese wurden nicht weiter nachgesagt. Ich habe ihn von seiner Jugend an bis zu der Zeit, da er in das Ministerium kam, gekannt und bin ziemlich viel mit ihm umgegangen. Eh er anfing eine Rolle zu spielen, habe ich ihn aus mehreren Häusern entfernen sehen; es fehlte wenig, so hätte man bezweifelt, ob er überhaupt dazu gemacht wäre, in der guten Gesellschaft aufzutreten, ich habe ihn einmal darüber vertheidigen hören, ohngeachtet er einer solchen Vertheidigung gewiß nicht bedurfte; aber es war immer sehr demüthigend für ihn, daß davon nur die Frage seyn konnte. Seine erste Verbindung mit der Frau von Pompadour rührte von einer Verrätherey her, die er an der Gräfin von Choiseul (Romante) beging, welche mit dem König eine vorübergehende Intrigue hatte. Sie hatte ihn bey diesem Geschäft zum Vertrauten und zum Führer genommen; und da er zu dieser Art von Unterhandlungen mit einem besondern Scharfsinn begabt war, so sah er voraus, daß die Regierung seiner Kousine nicht von langer Dauer seyn würde: daher er sie denn der Frau von Pompadour aufzuopfern beschloß. Dieser gab er von allem Nachricht, theilte ihr die Briefe mit, welche zwischen dem König und der Gräfin von Choiseul gewechselt wurden, und schafte durch diese List Mittel, das Zwischenreich abzukürzen. Dieß war der Ursprung seiner Gunst bey der Frau von Pompadour. Der Graf von Bernis stand aber damals in so entschiednem Ansehen bey ihr, daß der Herzog von Choiseul, der noch die Zeit nicht absah ihn anzugreifen, sich um seine Freundschaft bewarb.

Der Graf von Bernis ist aus einem alten Geschlecht, das eben so gut und so berühmt ist als die Familie der Choiseuls. Er war seit seiner Kindheit zum geistlichen Stand bestimmt, und er fing seine Laufbahn mit dem gräflichen Kanonikat von Brioude an.

Nach-

Nachdem er einige Jahre seiner Jugend, bey den beschränkten Vermögensumständen aller jüngern Söhne aus vornehmen Häusern, die auf die bischöfliche Würde losgehen, in dem Seminarium zu Sanct Sulpicius zugebracht hatte, trat er in das Kapitel von Lyon, blieb aber dort nur so lange als er brauchte, um aufgenommen zu werden, und kehrte wieder nach Paris.

Sein Stand, eine angenehme Figur, eine Phisionomie voll der liebenswürdigsten Offenheit, viel Verstand, viel Annehmlichkeit, eine gesunde Urtheilskraft und ein fester Charakter, dieß alles machte, daß man ihn in allen Gesellschaften zu besitzen suchte. In diesem Zirkel führte er ein sehr angenehmes Leben, aber der Anschein von Zerstreuung mißfiel dem alten Kardinal Fleury, der ein Freund des Vaters war, und es übernommen hatte, für das Glück des Sohnes zu sorgen. Er ließ ihn zu sich kommen, und versicherte ihm, daß er nichts zu hoffen hätte, so lange er, der Kardinal Fleury, leben würde. Der junge Abbe bückte sich tief, antwortete: ich werde warten, Monseigneur, und ging. Der alte Minister lächelte über die Antwort, wiederholte sie sogar gegen mehrere Personen, that aber weiter nichts, und schien nicht zu glauben, daß ein guter Einfall eine fette Pfründe verdiente.

Der Abbe Bernis fuhr indessen in der nämlichen Lebensart fort, und hatte sich gegen seine Konkurrenten weiter nichts vorzuwerfen, als daß er in den Gesellschaften besser aufgenommen wurde und nicht zu heucheln wußte. Seine Antwort an den Kardinal Fleury war lustig, aber gut wurde sie erst, wenn er sich in seiner Erwartung nicht getäuscht sah. Der alte Minister war gestorben, und das Glück des Abbe Bernis ging immer nicht vorwärts. Er selbst bekümmerte sich im mindesten nicht darum, und lebte in der Zuversicht, daß unter den

Großen,

Großen, von denen viele seine Verwandten waren und sich um seinen Umgang bewarben, einer oder der andere sich finden müßte, der ihm mit Nutzen diente; aber keiner that etwas. Man begnügte sich zu bemerken, daß nie ein Mann von Geburt die Eingeschränktheit seines Standes mit so vieler Würde, ohne Verdruß und sogar heiter ertragen hätte; er achtete aber auch nicht einmal darauf.

Der Zufall brachte ihn endlich mit der Frau von Pompadour in Verbindung, und sie faßte für ihn die lebhafteste Freundschaft und Achtung. Der erste Gebrauch, den er von einem so wichtigen Einfluß machte, war für andre. Er war von der Französischen Akademie, und dieß war noch das einzige, was, ohne ihm gerade einen Stand zu geben, ihm doch wenigstens statt dessen diente. Er leistete allen seinen Mitbrüdern alle Dienste, zu welchen sie ihm Veranlassung gaben, verschafte vielen Wohlhabenheit, und riß einige aus der Dürftigkeit. Seine Freunde mußten ihn erinnern, doch auch ein wenig an sich selbst zu denken. Ein Beweis, wie wenig Ehrgeiz er hatte, ist das Ziel, das er sich hierin setzte. Boyer, vormaliger Bischof von Mirepoix, hatte damals die Vertheilung der geistlichen Aemter; und niemals ist ein Minister in seinem Departement so unumschränkt gewesen, als dieser armselige Mensch, der von niedriger Herkunft war, eine unaufgeklärte Frömmigkeit hatte und durch die Protektion aller andächtiger Hofdamen aus dem Kloster hervor zu einem Bisthum gezogen worden war. Die Kirche und der Staat leiden gegenwärtig unter den Subjekten, die er so albern gewählt hat.

Der König ließ sich herab, ihm den Abbe Bernis zu empfehlen; Boyer konnte nicht umhin, auf eine Empfehlung zu achten, die er als einen Befehl hätte ansehen sollen; aber er fand ein Mittel sie zu umgehen. Er forderte den Abbe Bernis auf, Priester zu werden, und ver-

versprach ihn alsdann bald zu einem Bisthum zu ernennen. Der Abbe antwortete, daß er in sich nicht genug Beruf zu diesem Stand fühlte, und mit einer bloßen Abtey zufrieden seyn würde. Boyer schlug ihm dieß ab, und stellte dem König vor, daß die Güter der Kirche durchaus nur denen, die wirkliche Dienste darin thäten, gegeben werden könnten; dabey pries er aber die Offenherzigkeit des Abbe, der ganz und gar kein Heuchler wäre. Aus dem Erstaunen, das er darüber bezeugte, schien es, als ob er nie andre gesehen hätte. Da der König nichts erlangen konnte, gab er dem Abbe eine Pension von 1500 Livres auf seine Chatoulle. Damit konnte er aber noch nicht den nothdürftigen Aufwand seines Standes bestreiten, er suchte sich daher noch einige einzelne kleine Benefizien zu verschaffen, und wenn er es auf 6000 Livres jährlicher Einkünfte hätte bringen können, würde er nie nach einem andern Glück gestrebt haben. Er fand aber überall Hindernisse, wovon ich oft Zeuge gewesen bin; und so beschloß er endlich ein großes Glück zu machen, da er zu einem kleinen nicht gelangen konnte, hier fand er denn die gebahntesten Wege. Es gibt wenig Beyspiele von so schnellen Fortschritten. Er wurde zur Ambassade in Venedig ernannt, und erwarb sich in diesem Posten die allgemeine Liebe und Achtung. Bald wurde er, noch während seiner Abwesenheit, zum Staatsrath gemacht. Der Marquis von Puisieux, (Brûlart) damaliger Minister der auswärtigen Geschäfte, war ihm nicht zuwider, er haßte überhaupt die Leute von Stand nicht, weil er selbst darunter gehörte. Saint Contest (Barberie), welcher dem Marquis von Puisieux nachfolgte, war dem Abbe Bernis weniger günstig, theils durch das Gegentheil des Grundes der Puisieux bestimmte, theils und hauptsächlich durch den geheimen Abscheu, den die Dummköpfe immer gegen Leute von Verstand haben. Saint Contest starb vor der Zurückkunft des Abbe, und that

für die Geschäfte sowohl als für die Gesellschaft sehr wohl daran. Sein Vater war ein Mann von Verdienst, und sonst hatte man auch nichts anführen können, um den Sohn geltend zu machen. Ich werde mich bey ihm nicht weiter aufhalten, noch bey der zahlreichen Liste derer, die ihm gleichen und die verschiednen Stellen im Ministerium erfüllt oder vielmehr besetzt haben. Wenn man von allen die Portraits machen wollte, so würde es eine weitläuftige und wenig interessante Gallerie geben; ich werde sie bloß erwähnen, wenn es die Begebenheiten erfordern. Während daß der Graf von Bernis noch in Venedig war, ließen seine Neider einige von seinen Jugendwerken drucken, die nach unsern Vorurtheilen in wichtigen Aemtern lächerlich dünken, bey den Engländern hingegen und den Italiänern, wo die Großen die Gothische Barbarey abgelegt haben, vielmehr Ehre machen. Bey uns thut sich der albernste von unsern vornehmen Herrn auf seinen Verstand sehr viel zu gute, strebt mit Eifer nach dem Ruf desselben, und will sogar im Verdacht großer Talente, die er aus Würde in sich verschließt, gehalten seyn. Das ist es, was unsre Akademien mit so vielen unfähigen oder lächerlichen Subjekten überladet. Ich könnte einmal ihre Liste geben, mit Anmerkungen.

Als der Graf von Bernis von Venedig zurückkam, gewann er, wie wir gesehen haben, den größten Einfluß in den Geschäften. Die Sache des Huts verdient, daß ich mich dabey aufhalte, weil sie in meine Absicht einschlägt, den Hof und die Menschen zu schildern.

Unter den Posten, die man dem Abbe Bernis bestimmte, war auch die Polnische Gesandtschaft im Vorschlag gewesen; der König wollte es aber nicht, entweder aus eignem Antrieb oder auf den Rath eines Ministers, weil diese Gesandtschaft dem Abbe die Ernennung

zum Kardinalshut eher verschaffen würde als es der König für rathsam hielte. Man ist mit der Spanischen und der Polnischen Gesandtschaft schwieriger als mit andern. Die Hofnung der Grandezza in der ersten, und des Huts in der andern, kann die Gesandten zu einer unzweckmäßigen Gefälligkeit gegen diese beyden Höfe stimmen. Eine Negociation im Inneren des Reichs verschafte dem Abbe Bernis den Hut noch früher als es Polen 1) gethan hätte. Die Streitigkeiten des Parlaments mit dem Hof waren nie so lebhaft gewesen als zu der Zeit, da der Graf von Bernis (den 2. Januar 1757.) in den Staatsrath eintrat. Dieser Kampf zwischen dem Parlament und dem Ministerium hat seit der Regentschaft des Herzogs von Orleans angefangen, dauert noch fort und es würde schwer halten, vorauszusagen, wenn und wie er endigen wird. Die Waffenstillstände, die von Zeit zu Zeit geschlossen werden, ersticken die heimliche Gährung nicht; bey jeder Gelegenheit bricht ein verborgnes Feuer wieder aus, sey es über Angelegenheiten der Kirche oder Staatsgeschäfte, über Unternehmungen der Geistlichkeit oder der Magistratur, über versagte Sakramente oder einen Plan für die Finanzen, über die Wahl einer Superiorin für ein Spital, kurz über die armseligsten Kleinigkeiten, die von der übeln Laune ergriffen und vergrößert werden. Der Zank, den der Graf von Bernis Auftrag hatte zu schlichten, war bey Gelegenheit des Lit de justice vom 13. December 1756 über die Einregistrirung zweyer Deklarationen vom 10. und eines Edikts von demselben Monat, entstanden.

1) Polen hat wie die andern katholischen Mächte das Recht, bey der Promotion der Kronen seine Ernennung zum Hut zu geben; aber es gibt sie niemals mehr als einem Polen, nämlich dem Erzbischof von Gnesen, Primas des Reichs. Sobald dieser Kardinal ist, werden nur Fremde gewählt; der Grund davon ist, daß die Senatoren den Kardinälen nicht den Vorsitz lassen würden; nun hat ihn aber der Erzbischof von Gnesen schon als Primas, und der Hut thut also nichts weiter dazu.

Die Ministers haben sichs unter dieser Regierung einfallen lassen, die Lits de justice, ihres eignen Vortheils wegen, immer gegen den Willen des Königs, auf einander zu häufen, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, ob die königliche Gewalt dabey ins Gedränge käme. In dem Lit de justice wovon die Rede ist, kam es darauf an, ein unmögliches Stillschweigen über Religionsstreitigkeiten aufzulegen, und zwey Chambres des Enquêtes abzustellen. Das Parlament protestirte gegen die Einregistrirung; die fünf Chambres des Enquêtes, die zwey Chambres des Requetes, und ein Theil von der Grand' Chambres übergaben dem Kanzler die Demission ihrer Stellen, so daß an dem Tage das ganze Parlament nur aus den Präsidenten à mortier und zwölf Räthen von der Grand'Chambre bestand. Diese baten bey dem König um die Wiedervereinigung ihrer Kollegen; der Minister antwortete durch den Mund des Königs, daß die Demissionen angenommen und mithin die Aemter vakant wären. Sechszehn von denen, die ihre Stellen niedergelegt hatten, wurden exilirt, und die Lettres de Cachet wurden ihnen durch Polizeywache überbracht, um ihnen zu zeigen, daß man sie für nichts mehr als für bloße Bürger ansähe. Während dieser Spaltung, am 5. Januar, geschah das frevelhafte Unternehmen gegen die Person des Königs. Kein Umstand konnte zur Wiedervereinigung des Parlaments günstiger seyn. Sie würde vor sich gegangen seyn, wenn man der Meinung des Präsidenten de Meniere s, der so gutdenkend als Bürger wie aufgeklärt als Magistratsperson war, gefolgt hätte. Aber der erste Präsident und die Ministers nahmen sich dabey so schlecht, daß es unmöglich war, sie bloß für ungeschickt zu halten. Die Grand'Chambre, mit den Prinzen und den Pairs verstärkt, richtete über den Mörder Damiens; aber alle Parlamentsgeschäfte blieben länger als sieben Monate unterbrochen. Einige

Räthe, auf welche die Furcht, oder das Bedürfniß oder die Eingebungen ihrer Verwandten würken mochten, forderten ihre Demissionen zurück; aber man war noch weit von der Aussicht entfernt, wieder ein ordentliches Parlament zu haben. Das Murren des Volks, welches den übermüthigsten Ministern, selbst wenn sie vorgeben es zu verachten, doch immer Schranken setzt, beunruhigte den Hof. Die Verlegenheit der Regierung über die Demissionen war größer, als der Eifer derer, die sie gegeben hatten, um sie wieder zurückzunehmen. So standen die Dinge, als der König dem Grafen von Bernis auftrug, an der Besänftigung der verschiedenen Parteyen zu arbeiten. Dieser betrug sich mit so vieler Geschicklichkeit, daß der Frieden vollkommen hergestellt wurde, und das wiedervereinigte Parlament seine Verrichtungen endlich vornahm.

Der Römische Hof hatte damals mit der Republik Venedig einen Streit, welcher zu einem offenbaren Schisma, zu einer gänzlichen Trennung führen konnte. Der Papst Benedikt der Vierzehnte war so erstaunt über die Klugheit, mit welcher der Abbe Bernis die Parlamentssache beendigt hatte, daß er nach Frankreich an den Nuntius schrieb, er sollte sich mit Bernis über die Mittel, die Republik Venedig zurückzubringen, besprechen. Der Graf von Bernis, welcher in Venedig die beste Meinung von seiner Biederkeit zurückgelassen hatte, wurde sogleich von der Republik bevollmächtigt. Er schonte das beyderseitige Interesse so gut, daß die Sache zur Befriedigung der beyden Parteyen beygelegt und beendigt wurde. Der Papst faßte so viel Achtung für das Ausgleichungstalent des Grafen von Bernis, daß er sogleich an den Kardinal Tencin nach Lyon, und an den Marquis von Stainville, unsern Gesandten in Wien, der es vorher in Rom gewesen war, schrieb, und sie um Rath fragte, ob es dem König Ver-

gnügen machen würde, wenn er dem Abbe Bernis den Kardinalshut proprio motu gäbe. Der Kardinal Tencin schickte dem König das Schreiben des Papstes, ohne den Grafen von Bernis davon zu benachrichtigen; und was auch seine Absicht dabey seyn mochte, so wurde es der größte Dienst, den er ihm nur leisten konnte. Der Marquis von Stainville holte die Befehle des Königs nicht einmal ein, sondern folgte bloß seinem Eifer für einen Minister, den er für unerschütterlich hielt, und der ohne Zweifel alles anwenden würde, um den zum Herzog zu machen, der ihn zum Kardinal gemacht hätte; er nahm es also ganz auf sich, dem Papst geradezu zu antworten, daß diese Promotion dem König unendlich schmeichelhaft seyn würde, und er schrieb dem Grafen von Bernis, was er gethan hätte. Dieser zweifelte nicht, daß der König die ganze Sache als eine Kabale zwischen Stainville und einem ehrgeitzigen, der seinem Fürsten die Einwilligung abdringen wollte, ansehen würde. Er verlor daher keine Zeit, um mit dem König selbst zu sprechen, und ihm zu sagen, wie leid ihm der Vorgang thäte, wie sehr er wünschte Seine Majestät zu überzeugen, daß er nicht den mindesten Antheil an dem Verfahren des Marquis von Stainville hätte, daß er es sehr mißbilligte, und nicht das geringste davon vorher gewußt hätte. Der König, durch den Kardinal Tencin von allen Umständen, die dem Abbe unbekannt waren, unterrichtet, ließ ihn ausreden, und antwortete ihm lächelnd: seyn Sie ruhig, Abbe, ich weiß, daß Sie keinen Antheil hieran haben. Will Sie der Papst zum Kardinal machen, so wird er ja meine Einwilligung erst verlangen müssen; also noch einmal, seyn Sie ruhig. Der Graf von Bernis fand sich durch diese Antwort sehr erleichtert, und überließ das übrige dem Glück. Nachdem bald darauf der König seine Genehmigung gegeben hatte, gaben die Kaiserin und der König von Spanien die ihrige, und der Papst ließ dem

Grafen von Bernis ankündigen, daß seine Promotion nächstens vor sich gehen würde. Am Hof war noch nichts davon ruchbar geworden, und der Abbe Bernis wollte es noch verschweigen, um den Neid nicht aufzuregen; aber der Abbe Delaville, erster Commis von den auswärtigen Geschäften, versicherte ihm, daß die Wirkung der Zusage nicht besser gesichert werden könnte, als wenn er mit der öffentlichen Danksagung so sehr als möglich eilte; daß diese Publicität die stärkste Schutzwehre gegen den Neid seyn würde; daß das Geheimniß ohnehin bald aufhören würde, und daß alsdann der Neid die Erfüllung des Versprechens bis zum Tode des Papstes aufhalten könnte, wo die Möglichkeit einträte, daß der Nachfolger sich nicht daran bände, dahingegen, wenn der König die öffentliche Danksagung angenommen hätte, seiner eignen Ehre an der Promotion gelegen seyn würde. Der Graf von Bernis folgte dem Rath und that wohl daran; denn als kurze Zeit darauf sein Eigensinn, auf dem Frieden zu beharren, ihn lästig gemacht hatte, drang der König selbst auf die Promotion, um alsdann freye Hand zu haben, den Minister der Maitresse aufzuopfern. Benedikt der Vierzehnte starb in dem Augenblick, da die Promotion vor sich gehen sollte; aber Clemens der Dreyzehnte (Rezzonico) sein Nachfolger, ehrte Benedikts Zusage um so mehr, als er dem Grafen von Bernis zum Theil seine Würde verdankte. Cavalchini war der Erwählung nahe, als Bernis es durchsetzte, daß er ausgeschlossen wurde, und die Stimmen zu Rezzonico's Vortheil ausschlagen ließ; dieser, als ein Venetianer, setzte durch seine Erwählung dem Frieden zwischen dem Römischen Hof und der Republik das Siegel auf.

Die größten Hindernisse, die der Graf von Bernis zu bekämpfen hatte, kamen von Versailles. Alles was der Neid der Minister, die Wuth der Prälaten, die Bos-

heit der Gleichgültigen vermochte, wurde gegen ihn angewandt. Man ging so weit, daß man dem Papst die schmutzigsten Gedichte zukommen ließ, für deren Verfasser man den Grafen von Bernis ausgab. Die Verläumdung war so übertrieben, daß sie dadurch ihre Wirkung verfehlte; der Papst erklärte sich öffentlich darüber.

Mitten unter allen den Minen, die man gegen ihn spielen ließ, und zu der nämlichen Zeit, wo er sein Ansehen schon fallen sah, erklärte der Graf von Bernis laut und vor dem gesammten Staatsrath, daß ihn die Verzögerung seiner Promotion weniger rührte, als der Mangel an Achtung gegen die Empfehlung des Königs; daß er also auf den Hut Verzicht thäte. Um seine Aufrichtigkeit außer Zweifel zu setzen, las er den Brief vor, durch welchen er es dem Papst ankündigte, und übergab ihn dem König, mit der Bitte ihn genehm zu halten und zu dessen Absendung Befehle zu ertheilen. Der König nahm den Brief und erlaubte dem Grafen, wenn die Promotion nicht vor dem 3. Oktober geschehen wäre, auf den Hut Verzicht zu thun. Ohne Zweifel wußte der König, was in Rom vorging, denn die Promotion geschah den 2ten.

Dieß wäre denn genug von dieser Hofkabale. Ich werde noch Gelegenheit haben, einige von diesen niedrigen Ränken der Hofleute zu enthüllen; sie halten sie für Meisterstücke der Politik, weil sie weder fähig noch würdig sind, die Wahrheit und die Geradheit anzuwenden, durch welche denn doch die kleinliche List immer zu überwinden ist. Und wie viele habe ich ihrer bey andern Veranlassungen gesehen, die aus einer lächerlichen Eitelkeit und dem geheimen Bewußtseyn ihrer Nichtigkeit sich dafür ausgeben, daß sie für das Große gemacht sind, ohne einen andern Beweis dafür anzuführen, als das

treuherzige Geständniß, daß sie auch nicht die geringsten Details fassen können.

Auch bey unsern Unfällen, die unsre Feinde sattsam bekannt machen werden, will ich mich nicht länger aufhalten.

Desto zweckmäßiger wird eine kurze Uebersicht unserer Thorheiten seyn; denn dem Zufall haben wir eigentlich nichts zur Last zu legen. Wir werden hieraus sehen, wie es zuging, daß ein System, welches, wie es auch beschaffen seyn mochte, von dem ganzen Staatsrath, von der ganzen Nation gebilligt worden war, an welchem anfangs jedermann Antheil gehabt haben wollte, in der Ausführung verunglückt ist a).

Zunächst treffen wir auf Rouille's Eifersucht; er kann es nicht vertragen, in einem System, dessen Seele der Graf von Bernis ist, sich als bloßen Repräsentanten zu sehen, und gibt als Minister der auswärtigen Geschäfte unsern Gesandten an den fremden Höfen Instruktionen, die dem neuen Plan, wo nicht zuwider, doch wenig angemessen sind.

Machault sieht ebenfalls mit Verdruß an dem Grafen von Bernis einen Nebenbuhler, der die Gunst des Königs und der Frau von Pompadour mit ihm theilt, und sie ihm gar entreissen kann.

D'Argenson, als Kriegsminister, hatte zum einzigen Augenmerk, den Wirkungskreis seines Departements zu erweitern. Er wollte ganz Frankreich zum Landkriege

 rüsten,

a) Der Mangel an Ordnung, und die häufigen Wiederholungen, welche man in diesem Abschnitt findet, geben einigen Anlaß zu befürchten, daß es nicht der reine Text von Düclos ist, den Herr Buisson hier geliefert hat; indessen scheinen die Materialien ächt, und bloß die Stellung mag von fremder Hand daran verfälscht worden seyn.

rüsten, und dadurch den Minister von der Marine stürzen. Kühn in seinen Entwürfen, furchtsam in den Mitteln sie auszuführen, will er seinen Sohn zum General machen, getraut sich aber nicht, ihn den ältern im Dienst vortreten zu lassen, worüber man doch nicht lange geschrieen hätte, sondern macht eine Menge von Generalen, welche die Armeen überladen, Verwirrung hineinbringen, die Proviantmagazine durch den Luxus verschlingen und die Finanzen erschöpfen. Alle Sachverständigen klagen ihn an, daß er das Militair zunichte gemacht hat. Es wird bald nöthig werden, einen Grad zu erfinden, der über den Marschall von Frankreich sey, weil dieser zu gemein geworden ist. Ohne für sich selbst geldsüchtig zu seyn, hat er den Staat durch die ungeheuren Reichthümer verschuldet, die er in der Proviantirung, in den Lazarethen, tausenden von seinen Kreaturen zugeschanzt hat, die Räubereyen seiner Familie ungerechnet. Er hat so viel Verstand, und der König hatte so viel Geschmack an ihm bekommen, daß er sich in seiner Stelle hätte erhalten können, zumal da keine moralischen Grundsätze ihn fesseln, und das Gute wie das Böse ihm gleichgültig ist; aber er hat eine gewisse Schwäche, die ihn oft zum Werkzeug fremder Leidenschaft macht, und seinen Sturz veranlaßt hat. Er wollte mit der Gräfin d'Estrades gemeine Sache machen, um die Frau von Pompadour zu verdrängen, der die Gräfin alles zu verdanken hatte. Er glaubte sich in der Gunst des Königs so gesichert, daß er die Marquise, als sie ihm zuvorkam, abzuweisen wagte. Das Spiel hat denn damit geendigt, daß sie ihn am nämlichen Tag mit Machault exiliren ließ; dieser fiel durch andre Veranlassungen, die mit dem Wohl des Staats eben so wenig in Verbindung standen, als bey d'Argenson. Der Graf von Bernis hatte den Muth vorzustellen, daß in der Lage der Dinge der Verlust zweyer erfahrner Ministers sehr beträchtlich wäre.

Der Graf d'Argenson hatte Fähigkeiten, von denen er Gebrauch machte, wenn sein Vortheil es zuließ. Machault, der weniger Verstand und mehr Charakter hatte, wurde in der Marine geschätzt und sogar geliebt. Dieser stolze und eiskalte Mann hatte die Seeleute besser behandelt als irgend einer von seinen Vorgängern. Auch hatte er einen Vortheil, den diese nie gehabt hatten, nämlich Einfluß genug, um das Geld, was zu seinen Unternehmungen nöthig war, zu erlangen. Die Seeleute, die man sonst sehr selten am Hof sah, fingen an dort aufzutreten, und meiden vielleicht heutzutage diesen Aufenthalt nicht genug, dessen Luft schon jeder Art von Pflichten verderblich ist. Sie nehmen davon einen Geschmack am Luxus mit, der sie verführt, das Geld vor der Ehre zu schätzen.

Diese zwey Ministers wurden durch die untüchtigsten Subjekte ersetzt: Moras in der Marine, der Marquis von Paulmi für den Krieg.

Der Marechal von Belle-Isle, welcher auf den Marquis von Paulmi folgte, unterdrückte zwar die geheime Zuneigung, die er immer für den König von Preussen gehabt hatte, aber seine gewöhnliche Indiskretion hat bey Planen, deren Erfolg von der strengsten Verschwiegenheit abhängt, oft Schaden gethan.

Berryer wird mit der ganzen Plumpheit seines Charakters von der Pariser Polizey an den Hof verpflanzt, und nimmt die Falschheit, aber nicht die Abgeschliffenheit seines neuen Aufenthalts an. Er bekömmt die Marine. Die Marquise von Pompadour, leidenschaftlich für das neue System eingenommen, will es ausgeführt haben und verhindert die Mittel dazu. Sie wird auf den Grafen von Bernis eifersüchtig, sobald sie sieht, daß der König persönliche Achtung für ihn hat. Er ist der ein-

einzige politische Agent, und kann sich von den nothwendigsten Dingen keine Kenntniß verschaffen. Der Zustand der Finanzen wurde ihm erst wenige Monate vor seiner Verweisung mitgetheilt. Machault, Sechelles, Moras, Boulogne, alle Generalkontroleurs, die hinter einander gefolgt sind, haben an nichts gedacht als sich oder ihre Kreaturen zu bereichern.

So waren die vornehmsten unter den handelnden Personen beschaffen, nun wollen wir die Werkzeuge betrachten. Der Marechal d'Estrees, der zum Feldherrn ernannt ist, fürchtet sich, von dem Prinzen von Soubise, welcher ein Reservekorps anführt, durch die offenbare Gunst der Frau von Pompadour verdrängen zu sehen. Soubise, durch seine Rechtschaffenheit aller Achtung werth, ehrfurchtsvoll gegen seinen Herrn, von welchem er geliebt wird, könnte am Hof das ganze Ansehen genießen, das einem Mann von seinem Stand gebührt, wenn er sich nur mit dieser anständigen Existenz begnügen könnte; aber er will ohne militairische Talente Marschall von Frankreich, wo möglich Connetable und Minister werden. Die Protektion hat ihn, seinen Ungeschicklichkeiten zum Trotz, gerade so weit gebracht als es erfochtne Siege nur hätten thun können. Der Marechal d'Estrees gewinnt die Schlacht bey Hastenbeck fast gegen seinen Willen. Er fürchtet sich zu weit einzulassen, er befolgt nur schüchtern einen Plan, gegen welchen er durch Puisieux, seinen Schwiegervater, und durch Saint-Severin eingenommen ist, weil diese sich gegen ein System sträuben, das den Aachner Frieden, ihr Werk, verbessert.

Auch die Ungeduld des Französischen Hofmanns bey allen Kriegen, die ihn im Winter von Paris entfernen, ist hier in Anschlag zu bringen. Die Generale haben ihrer Bequemlichkeit wegen immer gewünscht, den Krieg nach Flandern zu spielen. Die meisten unsrer Officiere ließen

ließen sich ungern bey Operationen gebrauchen, die gegen den König von Preussen gerichtet waren; denn anstatt seine Wachsamkeit und seine Oekonomie nachzuahmen, hatten sie die Mode unter sich aufgebracht, ihn bis zum Himmel zu erheben. Die Nation, welche durch die Schwäche und die wirklichen Fehler der Regierung schon längst daran gewöhnt war, den Hof in allem zu tadeln, wird Preussisch gesinnt, wie sie im vorigen Krieg Oesterreichisch gesinnt gewesen war.

Maillebois, der für seine eigne und für des Grafen d'Argenson, seines Onkels Rechnung, die Marquise von Pompadour haßt, übrigens ein Man von Geist und von Talenten, begünstigt alle Fehler der Generale, um sie zu verdrängen.

Der Marechal von Richelieu, Feind der Marquise, die ihn haßt, eifersüchtig auf Soubise, in den Bettkammern der Damen zum Feldherrn groß gezogen, Beschützer und Muster im Großen der Maraudeurs, von dem gemeinen Soldaten, denen er das Beyspiel gibt, gepriesen, besungen von Voltaire, fühlt, daß er diesem Fantom von Ruhm keine Wirklichkeit verleihen kann, pflegt mit dem König von Preussen Unterhandlungen, statt ihn zu bekämpfen, und sucht nichts als Geld zu erwerben, das System zu zerstören, die Marquise verhaßt zu machen, den Grafen von Bernis zu verdrängen, zum Ministerium zu gelangen, um durch die Intrigue zu herrschen.

Gleichgültig oder gar mit Vergnügen sieht Contades die Thorheiten andrer an, durch welche er das Kommando zu erhalten hoft. Er verliert eine Schlacht, die er hätte gewinnen sollen; wenigstens sagte der König von Preussen, der beste Richter in diesem Fach, nachdem er die verschiednen Lagen der Armeen untersucht hatte, er begriffe nicht, wie Contades geschlagen worden wäre.

Die-

Dieser behauptet, er sey verrathen worden. Zum Unglück für unsre Generale finden sie bey ihren gegenseitigen Beschuldigungen Glauben und niemals bey ihren Apologien.

Broglio, dem das militairische Talent angeboren ist, will jeden Mitwerber stürzen; und dieser Geist ist allen unsern Feldherren gemein gewesen. Sein Bruder, ein mit jedem Kollegen unverträglicher Mann, zwingt den Grafen von Saint-Germain, einen guten Officier, der aber eben so wenig andre zu dulden weiß, sein Vaterland zu verlassen.

Wir haben uns zur See nicht besser aufgeführt wie auf dem festen Lande. Sechs Monate lang haben wir unsre Schiffe der Englischen Seeräuberey preis gegeben, ohne es zu wagen, Repressalien zu gebrauchen.

Unser Ministerium wollte, wie es sagte, unsre Mäßigung allen europäischen Mächten augenscheinlich machen; aber die Mäßigung ist die Tugend des Starken und die Schande des Schwachen. Als wir uns endlich zur Rache entschlossen, hatten wir bereits zehntausend Matrosen eingebüßt. Der Sieg des Admirals la Galissonniere war für uns ein verlornes Beyspiel.

Bings Aufopferung, sie mochte gerecht seyn oder nicht, erstickte das Murren der Englischen Nation, stellte den Geist ihrer Marine wieder her, und zeigte uns, was wir mit größerm Rechte hätten thun sollen. An Frevlern hätte es uns nicht gefehlt.

Der Marechal von Conflans läßt unsre Flotte vernichten, während daß die Englische ihr höchstens gleich ist. Er verbrennt ein Schiff, das eine schwimmende Citadelle war; er wagt es, sich dessen wie einer Heldenthat zu rühmen. Was ist seine Strafe? Daß er dem König nicht vorgestellt wird, und täglich der öffentlichen Verachtung

achtung Trotz bietet, die man ihm furchtsam zu verbergen sucht. Er beklagt sich über die Officiere, die unter ihm dienten, diese geben es ihm zurück, und dabey bleibt alles. Zur See und zu Lande nicht die mindeste Nacheiferung; nur Prozesse, die schriftlich geführt werden. Die Maaßregeln werden überall so schlecht getroffen, wie schlecht ausgeführt. Die Transportschiffe werden von der Flotte getrennt, weil es der kleinliche Stolz des Herzogs von Aiguillon nicht vertragen kann, sich in Brest untergeordnet zu sehen. Darum stellt er die Transportschiffe in Guiberon, wo er allein kommandirt, mag übrigens dadurch die Vereinigung auch noch so gefährlich werden! Ein ähnlicher Uebermuth des Herzogs von Aiguillon hat den Verlust von Belle-Isle nach sich gezogen. Die Stände von Bretagne sahen die Wichtigkeit dieses Platzes und warnten ihn ein Jahr vorher, für dessen Sicherheit zu sorgen, wobey sie sich erboten, den nöthigen Vorrath herbeyzuschaffen. Mit einer kindischen Eitelkeit und einer bittern Ironie erwiedert er gegen die Deputation, der er Achtung schuldig ist, er sey den Ständen sehr verbunden, daß sie ihn sein Metier lehren wollten. Er hatte es indessen doch nöthig, denn er ließ nachher Belle-Isle wegnehmen, weil die angebotenen Vorkehrungen unterlassen worden waren. Selbst den Zeitraum von vierzehn Tagen, den die Niederlage der Engländer bey ihrer ersten Landung ihm ließ, hat er nicht benutzt, um Truppen in die Insel zu werfen, welche nur vier Stunden vom festen Lande liegt. Man hat oben gesehen, wie wenig Antheil er an der Affaire von Saint-Cast hatte, auf welche jedoch eine Münze ihm zu Ehren geschlagen worden ist. Die neueren Münzen machen die alten sehr verdächtig.

In unsern Kolonien verstehen sich die Statthalter und Intendanten nur, um das schändlichste Monopo-

lium zu treiben. Das allgemeine Geschrey nöthigt endlich die Regierung, einige von ihnen in Untersuchung zu nehmen; ein erkaufter Schutz rettet die meisten, und diejenigen, an welchen durch einen schmähligen Tod ein Beyspiel gestiftet werden sollte, kommen mit so leichten Strafen durch, daß niemand dadurch geschreckt werden kann.

Die Vertheidigung von Pondichery wird einem geldsüchtigen Fremden, einem verschobnen Kopf, Lally, anvertraut. Er kehrt seine Wildheit nur gegen die Unglücklichen, die er vertheidigen soll. Er liefert oder verkauft den Platz und schlägt sogar die Kapitulation aus, welche der Feind anbietet. Die Verrätherey ist so augenscheinlich, daß man in Frankreich gezwungen ist, ihn festzusetzen. Haben wir nicht Schifskapitaine gesehen, die sich dem Kampf entziehen mußten, oder außer Stand waren, darin zu bestehen, weil die Waaren, mit welchen sie handelten, ihre Schiffe so beschwerten, daß ihre stärkste Batterie dadurch unnütz gemacht wurde?

Ohngeachtet aller dieser Fehler, so vieler Ungeschicklichkeit, Dieberey, Kabale und Widerwärtigkeit mußte das politische System doch eine gute und feste Anlage haben, da es bis zum Tod der Kaiserin von Rußland, Elisabeth, sich unversehrt erhalten hat. Der König von Preussen, mit Ruhm und Sieg gekrönt, urtheilte selbst, daß sein Untergang nur aufgeschoben wäre, als der Tod dieser Fürstin seine bisherigen Feinde zu seinen Bundsgenossen machte.

Aber auch nicht am Französischen Hof allein haben besondre Rücksichten den allgemeinen Vortheil des Staats gestört. Die Oesterreicher waren der Allianz von ihrem Ursprung an so abgünstig gewesen, als wir es nur nach unsern Unfällen haben seyn können. Die Kaiserin selbst hat sich geirrt als sie den Krieg in Schle-

sien

sien führte, unter dem Vorwand daß dies der wahre Gegenstand desselben wäre. Ihr Groll gegen den König von Preußen hat sie übereilt und sie verhindert einzusehen, daß wenn man Magdeburg und Stettin nahm, der König gezwungen war Schlesien für den Frieden zu bieten.

Ohngeachtet aber die Plane der Kaiserin mißlungen sind, so hat sie doch immer einigen Ruhm davon gehabt, weil der Graf von Kauniz das politische System immer allein geleitet hat, und das Militair diesem immer als Werkzeug untergeordnet geblieben ist. Bey uns hingegen hat ein jeder, der gebraucht worden ist, wo nicht an der Regierung Theil nehmen, doch die Regierung stören können.

Indessen hat das Wiener Kabinet zuweilen auch kleinen Hofrücksichten nachgegeben.

Der Prinz Karl hat das Kommando bekommen, weil der Kaiser sein Bruder war, und Daun, weil seine Frau die Favoritin der Kaiserin war. Diesem macht man die militärischen Talente nicht streitig, aber seine Langsamkeit, seine Unentschlossenheit, die gegenseitigen Schonungen zwischen dem Prinzen und dem General haben das Oberkommando oft in's Stocken gebracht, und dann haben die Subalternen die Armee angeführt.

Die Kaiserin von Rußland wurde in ihrem Entwurf, den König von Preußen zu Boden zu werfen, durch den Hof ihres künftigen Nachfolgers durchkreuzt. Der Großfürst unterrichtete den König von allen Maasregeln der Zarin, und da sich die Alliirten ihre wechselseitigen Plane mittheilten, so erfuhr sie der König aus Rußland.

Bestuchef, der in London erzogen worden war, und sich ganz den Engländern ergeben hatte, konnte eine Fürstin, welche die Geschäfte haßte, und ganz allein dem Vergnügen lebte, mit geringer Mühe beherrschen und hintergehen. Eine vortrefliche Miliz, aber ohne Feldherren, ohne Kunst für den Unterhalt, konnte durch ihren Muth allein nicht nützen.

In Schweden wurde der König durch seine Gemahlin beherrscht, welche eine Schwester des Königs von Preußen war und viel Aehnlichkeit mit ihm hatte; diese störte alle Operationen.

Der Dänische Hof schwankte beständig zwischen der Eifersucht auf das Oesterreichische Haus, auf die katholischen Mächte, und der Unruhe über den König von Preußen.

Im Reich wurden die Protestanten durch den König von Preußen und die Engländer aufgehetzt. Auch hätte man sich darauf gefaßt machen und voraussehen können, daß die Reichsarmee ganz Preußisch gesinnt seyn würde. Man gab ihr noch obendrein den Prinzen von Sachsen-Hildburghausen zum Anführer, der fast ein offenbarer Anhänger des Königs von Preußen war.

Die Königin von Spanien beherrschte ihren Gemahl, Ferdinand VI, und hinderte ihn sich zu erklären, als es noch für das System zuträglich hätte seyn können. Der Herzog von Choiseul zog nachher Ferdinands Nachfolger, Karl III, durch den Familienvertrag auf unsre Seite; aber damals konnte Spanien nichts weiter, als seine Ohnmacht mit der unsrigen verbinden, und unsre Unfälle theilen.

Die Engländer fürchteten diese Vereinigung so wenig, daß sie sogar vor derselben die Absicht hatten, Spanien den Krieg zu erklären. Auch nannte man diese Allianz bey uns die Spanischen Grillen. *a*) Spanien hat seine Seemacht dabey zugesetzt und unermeßliche Reichthümer, welche unsern Feinden die Mittel verschaft haben, den Krieg fortzusetzen, und die Bedingungen des Friedens gebieterisch vorzuschreiben.

Dies ist das zusammengedrängte Gemälde von dem Ursprung, dem Lauf und dem Ende dieses Kriegs.

a) Les folies d'Espagne sind ein altes und bekanntes Vaudeville.

Ende der Memoiren.

An-

A n h a n g

Anmerkungen zum ersten Theil.

I.

S. 17.

Die Spanischen Truppen wurden dem Prinzen von Vaudemont anvertraut.

Die Familienverhältnisse des Prinzen von Vaudemont hätten ihn der Französischen Regierung verdächtig machen, und von dem Kommando der Armeen ausschließen sollen; wenigstens hätte nach dem natürlichen Gang der Dinge, nur die äußerste Vorsicht und Delicatesse in seinem Betragen den unvermeidlichen Argwohn, den ihm seine Geburt zuzog, auslöschen können. Wir sehen aber aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, daß er seine Verständnisse mit den Feinden Frankreichs öffentlich zur Schau trug, und ungestraft, ja sogar an Ludwigs Hof geehrt und belohnt, vor der Armee und der ganzen Nation als Verräther erschien. Dieser Grad von Frechheit auf der einen, und von Verblendung auf der andern Seite ist indessen so unglaublich, daß der Aufschluß des Räthsels vielleicht eher in jener unsichern, sich selbst verstrickenden Politik, die immer von heimlicher Schwäche zeugt, zu finden seyn möchte. Aber die Entdeckung solcher Verwicke-

lungen, welche den verborgenen morschen Faden der neueren Europäischen Geschichte ausmachen, ändert an den allgemeinen Resultaten — Elend der Nationen, Schwäche der Herrscher, und Selbstsucht ihrer Diener — nicht das mindeste ab, und muß daher in einer gewissen Ferne völlig verschwinden.

Voltaire's Konnivenz mit dieser Art von Politik verleitet ihn, in seinem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten alle diese grellen Unschicklichkeiten, wie Vaudemont's Verrätherey, die Zweydeutigkeit des Herzogs von Savoyen, und die schändliche Aufopferung des großen Catinat, der vor beyden gewarnt hatte, zu ignoriren. Er windet sich durch allgemeinere schnelle Zusammenstellungen bekannter Thatsachen, bis er das Verbrechen, Wahrheiten, die seiner Ueberzeugung heilig seyn mußten, zu bemänteln, glücklich überstanden hat. Wir werden diese einzelnen Reticenzen nach und nach bemerken, und dadurch zum richtigsten Gesichtspunkt gelangen, um zugleich Ludwig den Vierzehnten und seinen Geschichtschreiber zu beurtheilen. Die Autorität des Herzogs von Saint-Simon, welcher Duclos auch am meisten gefolgt ist, scheint für alle parties honteuses in der Regierung Ludwigs des Vierzehnten die wichtigste zu seyn; seine Urtheile sind zwar leidenschaftlich, und werden meistens durch seine persönlichen Verhältnisse mit den in seinen Memoiren vorkommenden Personen bestimmt, aber gekränkte Ehrsucht und Schmerz über unverdiente Zurücksetzung trieben

ihn an, Wahrheiten auszuspähen und aufzuzeichnen, die kälteren oder zufriedenern Beobachtern entgingen.

II.

S. 31.

Die Königin von Spanien, erste Gemahlin Philipps des Fünften.

Der große Vortheil der Memoiren ist, daß sie von historischen Karakteren durch einzelne Züge oft Darstellungen liefern, die an Lebendigkeit und Individualität den dramatischen gleichen, und der ernsteren, mehr um die Humanität im Ganzen besorgten Muse der Geschichte so gut wie die trockensten Urkunden, nur als Quellen dienen dürfen. Eine solche Darstellung von der Königin von Spanien enthalten die von Millot zusammengetragenen Memoiren des Herzogs von Noailles. Größe, und zwar scharfbestimmte weibliche Größe, Schnelligkeit und Lebhaftigkeit des Geistes, mit wahrhaft königlichem Adel und heldenmäßiger Ausdaurungskraft verbunden, sind die Hauptzüge dieses merkwürdigen Karakters. Vielleicht hätte sich Dûclos entweder hier oder bey seiner nachtheiligen Schilderung der Prinzeßin dei Ursini mehr erinnern sollen, daß sie von dieser Königin angebetet wurde, die er das Glück der Völker und das Beyspiel der Fürsten nennt. Die Königin hatte zu viel Eigenschaften, durch welche sie diese schöne Lobrede wirklich verdient, als daß nicht etwas von ihrer Liebe dem Andenken ihrer

Favoritin zu gute kommen sollte; aber freylich war der Einfluß der Prinzeßin dei Ursini auf die Spanische Monarchie zu unnatürlich und zu staatswidrig, als daß die Königin für ihre ununterbrochene Abhängigkeit von dieser Ehrgeitzigen, nicht der Entschuldigung bedürfen sollte, daß sie Fürstin und Weib war, und Spanien sowohl als sich selbst der Tyranney des Französischen Hofs oder seiner Agenten zu entziehen glaubte, indem sie beyde in die Fesseln ihrer durch den Widerstand andrer Ehrgeitzigen theurer gewordenen Freundin warf.

III.

S. 32.

Todesfälle in der Familie Ludwigs des Vierzehnten, und daraus entsprungener Verdacht gegen den Herzog von Orleans.

Voltaire's Scepticismus ist nirgends besser angebracht, und der Wahrheit und Weisheit, die den Geschichtschreiber leiten müssen, würdiger, als bey den zweydeutigen und unentschiedenen Vergiftungsgerüchten, welche so manchen Theil der Geschichte verdunkeln. Es gibt vielleicht keinen Menschen auf der Welt, an dessen Tod nicht irgend einem andern Menschen gelegen seyn sollte, und jeder, der im Grabe liegt, kann eben so gut dafür gehalten werden, durch menschliche Bosheit und Eigennutz vor der Zeit hinein befördert worden zu seyn, als jedes Kind, das geboren wird, dafür gehalten werden kann, die Frucht

einer Sünde zu seyn. Solche theologische Präsumtionen dürfen aber die historische Wahrscheinlichkeit nicht bestimmen; die Leichtgläubigkeit, die über diesen Punkt von einem Jahrhundert auf das andere forterbt, und mit welcher die Menschen sich entweder über ihren Abstand von den Großen der Erde trösten, oder an den Tragödien ergötzen, die ihrer Meinung nach auf jenen erhabnen Gerüsten, zu welchen sie nie ungeblendet hinaufschauen, aufgeführt werden: diese Leichtgläubigkeit legt dem Geschichtschreiber die Pflicht auf, jede unerwiesene Vergiftungsgeschichte für unwahr zu erklären, weil außer einigen trügenden Wahrscheinlichkeiten, keine vor der andern etwas voraus hat, und a priori gefühlt und eingesehen werden muß, daß unter der Menge, die allerwenigsten Grund haben können. Der Charakter des Herzogs von Orleans hat so viel Böses und so viel Gutes, ja sogar Großes, daß er aus sich selbst den Aufschluß gibt, wie er zwar jener nächtlichen und niedrigen Verbrechen unfähig, zugleich aber vollkommen dazu gemacht seyn konnte, einer feindlichen Kabale den Namen davon herzugeben. In der Volksmeinung geschah folgender Schluß: wer die Religion und die Sitten offenbar und ungescheut beleidigt und höhnt, der kann gar wohl in acht Tagen drey nahe Verwandte, die ihm im Wege stehen, mit Gift vergeben. So unvernünftig und nur den Heuchlern vortheilhaft dieser Schluß auch ist, so mächtig wird er doch zu allen Zeiten seyn, und so mißlich wäre es die Vorurtheile, auf welchen er beruht, anzutasten,

bis andre Bande gefunden worden wären, um zügellose und übermüthige Große oder Mächtige von der Meinung einer sklavischen und unaufgeklärten Menge abhängig zu machen. Auch scheint ein dunkles Gefühl einem trotz aller Entstellung doch natürlichen Trieb der Menschen oft die sonderbare Wendung gegeben zu haben, daß sich Völker gern mit ihrem König verbündeten, um an dessen nahen Verwandten die Schuld der Anwartschaft auf den Thron zu rügen.

Die Geschichte hat mehrere Beyspiele von solchen höllischen Geweben, wie dasjenige war, mit welchem die Partey des Herzogs von Maine den Herzog von Orleans umstrickt hatte; wir verdanken es aber den Memoiren, die wir über diesen Theil der Geschichte haben, das von keinem Anschlag der Art ein so deutliches und bestimmtes Bild zurückgeblieben ist, und es verlohnt sich der Mühe, dieses Bild zu studiren, um crimine ab uno die Methode und die Wirkungen ähnlicher Komplotte, denen man weniger auf den Grund kam, kennen zu lernen. Der Herzog von Saint-Simon, ein Todfeind der maineschen Partey, gibt übrigens nicht undeutlich zu verstehen, daß er an die Vergiftungen glaubt, aber den Duc du Maine selbst für den Urheber derselben hält; doch kann es nichts unweiseres und ungeschickteres geben, als solche Recriminationen, die anstatt das Verbrechen unwahrscheinlich zu machen, nur die Zahl der Verdächtigen häufen, und der Bösartigkeit der Menschen eine neue Beute hinwerfen, ohne ihr die erste zu entreissen.

Ohne dem Urtheil vorzugreifen, das die Geschichte einst in ihrer Impassibilität über einen Nachkommen des Herzogs von Orleans fällen wird, sind doch einige gemeinschaftliche Züge eines Familienschicksals, das dieses Haus betroffen hat, belehrend genug, um bey dieser Gelegenheit ausgehoben zu werden. Der Platz, den das Haus Orleans durch die Geburt einnahm, hatte es seit Jahrhunderten zum Mittelpunkt aller Opposition in Frankreich gemacht, und durch dieses Verhältniß war in demselben eine gewisse freyere Denkungsart *) gleichsam erblich geworden, die es vor allen Französischen Fürstenhäusern voraus hatte. Wir sind weit entfernt, dem jetzigen gewesenen Oberhaupt des Hauses Orleans solche instinktartige, mit dem Blut seiner — des Kutschers nicht zu erwähnen — putativen Väter überkommene Grundsätze zum Verdienst anzurechnen; es dünkt uns aber, daß sie bey der Rolle, die er vom Anfang der Revolution gespielt hat, als mitwirkender Umstand nicht vergessen werden dürfen. Bey den natürlichen Verhältnissen des Hauses Orleans entstanden öfters Lagen, in welchen es sich unter keiner Bedingung von Verdacht, und von jenen mächtigen Verläumdungen, die auf einem unleugbaren, allgemein angenommenen Grund beruhen, rein halten konnte; und wir finden, daß die allgemeine Wuth des Vorurtheils, die nach den schwärzesten Verbrechen hascht, um ihren Gegenstand damit zu belasten, kaum jetzt in Europa so schwer auf Philipp Egalité fällt, als sie während der Regierung Ludwigs des Vier-

*) S. diese Memoiren, Th. I. S. 170.

Vierzehnten in Frankreich auf seinen Vorfahren, den nachmaligen Regenten, gefallen war. So wenig diese Zusammenstellung als Rechtfertigungsgrund für den Ehr-Namen- und Hosenlosen Philipp gelten kann, so beweist es denn doch, daß seine Verbrechen sich vielleicht nicht so sehr über das Verhältniß seiner Geburt hinaus erstreckt haben, als seine Unfähigkeit und die Niedrigkeit seiner Gesinnungen Anlaß gegeben haben, zu verbreiten. Sehr natürlich war es, daß das einzige populäre Fürstenhaus in Frankreich unablässig darnach strebte, sich in die ungeheure Masse einer Volksrevolution, von ihrem ersten Entstehen an, einzuflicken und einzunisten, und daß seine Mittel dazu im Verhältniß mit dem Unerhörten und Beyspiellosen dieser Revolution bleiben, ja sogar als ungleichartige Zuthat manchen Zug derselben entstellen mußten. Aber nicht weniger natürlich war es, daß man auf einer andern Seite diesen Umstand benutzte und nie von dem System abwich, eben die gefährliche und doch verführerische Revolution um allen Ruf zu bringen, indem man jenes Haus und dessen verachtetes Oberhaupt als Rädelsführer und Hauptfiguren in derselben, das Volk hingegen in seiner Wuth und Größe als Werkzeug eines mit Recht verabscheuten Ehrgeitzes, um alle legitimen Ansprüche, die ihn hinderten, mit allen Gesetzen und aller Ordnung zugleich zu zerstören, aufstellte. Das Haus Orleans scheint für diesen Augenblick von dem empörten Meere verschlungen worden zu seyn; wenn es sich aber auch noch länger und heftiger darauf bewegt hätte, so hätte es doch immer

für den unparteiischen Beobachter nicht höher in Anschlag kommen dürfen, als jedes andre Ungeheuer, dessen beschränkten Krais der Ocean duldet.

IV.

S. 39.

Mademoiselle Chouin.

Es könnte blos für die Sittengeschichte der damaligen Zeit einiges Interesse haben, genauer nachzuforschen ob zwischen dem Dauphin, Ludwigs des Vierzehnten Sohn, der nie zur Regierung kam, und der Mademoiselle Chouin eine Gewissensehe statt gehabt habe oder nicht. Wahrscheinlich wird das erste allerdings durch die Aehnlichkeit dieses ganzen Verhältnisses mit dem Verhältniß des Königs und der Frau von Maintenon, und durch die stillschweigende Anerkennung dieser Aehnlichkeit in dem Betragen der beiden letzteren. Daß sich Voltaire dagegen auflehnt, mag seinen Hauptgrund in dem Namen der Pseudo-Dauphine haben, der seinen poetischen Ohren viel zu abscheulich klang, um der Besitzerin desselben die Ehre einzuräumen, daß sie auf irgend eine Weise mit dem Dauphin vermählt gewesen wäre. Folgendes Portrait der Mademoiselle Chouin aus den Deutschen Originalbriefen der Herzogin von Orleans würde ihn freylich, wenn er es gekannt hätte, mit ihrem Namen nicht ausgesöhnt haben:

„Sie sahe aus wie ein Doguin, war klein, hatte kurze Beine, ein rund Gesicht, hatte eine kurze aufgeworfene

worfene Nase, groß Maul voll fauler Zähne so brav stunken, daß man sie eine Kammer lang riechen konnte, ꝛc." — denn der Schluß dieser kräftigen Beschreibung enthält einige so wenig empfindsame Details aus der Liebesgeschichte dieses Pars, daß wir uns nicht getrauen, sie der Herzogin von Orleans nachzuschreiben.

V.

S. 44.

Der Tod des Herzogs von Bourgogne war ein Trauerfall für die ganze Menschheit.

Die Geschichte hebt uns das Andenken mehrerer präsumtiven Thronerben auf, an welchen die Völker mit den süßesten Hofnungen hiengen, bis ein vorzeitiger Tod ihnen den Ruhm zusicherte, daß sie das Glück ihrer Unterthanen gemacht haben würden wenn sie zur Regierung gelangt wären. Das omnium judicio dignus imperii nisi imperasset des Tacitus ist nicht dazu gemacht, bis zur Zerstörung dieser frommen Täuschung auf die Menge zu wirken, die hierin wie in so vielen andern Dingen sich mit solchen Täuschungen ihre Fesseln zu erleichtern gewohnt ist. Dem Philosophen aber ist die Untersuchung wichtig, ob denn wirklich ein feindseliges Verhängniß der Menschheit so viele vortrefliche Regenten in ihrer Blüthe entrissen hat, und ob die besten Regierungen denn wirklich diejenigen gewesen wären, zu denen es

durch

durch den grausamen Muthwillen des Schicksals nie gekommen ist.

Der Herzog von Saint-Simon, welcher vor der Regentschaft nie am Hofe aufkam, und in dem kurzen Zeitraum der zwischen dem Tode des ersten Dauphin und des Herzogs von Bourgogne verstrich, auf diesen seine ehrgeizigen Hofnungen gegründet zu haben scheint, spricht von ihm mit einer Art von Anbetung und mit der Uebertreibung, die allen seinen Urtheilen, sie mögen günstig oder nachtheilig seyn, anhängt. Wenn also seine Memoiren selbst den Stoff hergeben, für den Fall, daß der Herzog von Bourgogne regiert hätte, auf ein ungewisseres Glück zu schließen als sich die Nation versprach, so ist das Zeugniß eines von den Tugenden dieses Fürsten begeisterten Zeitgenossen hierinn gewiß das unverwerflichste. Der Herzog von Bourgogne war mit neronischen Anlagen geboren; ein knechtischer Bigotismus, der sich zu diesen gesellte, konnte aus ihm eines der schändlichsten Ungeheuer bilden, mit welchem jemals die Geduld der Völker geprüft worden ist. Doch war Kraft in seinem wilden Uebermuth, Geist in der stolzen Ueberlegenheit, mit welcher er alles was sich ihm näherte in den Staub zu treten schien, und die religiöse Richtung die er überdem bekommen hatte, gab Mittel an die Hand ihn zu bändigen. Einer der merkwürdigsten Männer des siebzehnten Jahrhunderts, Fenelon, bemächtigte sich seiner als es noch Zeit war, und unterjochte ihn so, daß die Veränderung im Karakter des Herzogs von Bourgogne unter dir ersten

Wunder der Erziehung gerechnet wurde. Fenelons Karakter ist von dem Herzog von Saint-Simon mit ausserordentlicher Kraft und Wahrheit geschildert: ein Mann von dem sanftesten und zugleich umfassendsten Geist, zusammengesetzt aus tiefer Menschenkenntniß und unbegränzter Schwärmerey, liebenswürdig und edel bis in den geringsten Details seines häuslichen Lebens, sirenenartig anziehend, voll des kühnsten und consequentesten Ehrgeizes, aber dabey mit einer so zarten Moralität begabt, daß er auf dem Wege nach glänzenden und weltlichen Zielen nur nach dem Ideal einer reinen, überirdischen Tugend zu streben schien — dieser Mann hätte den Französischen Staat regiert, wenn der Herzog von Bourgogne Ludwig den Vierzehnten überlebt hätte, und es scheint also wirklich ein Verlust für die Menschheit, daß dies schöne Reich nicht der Abdruck eines solchen Geistes hatte werden sollen.

Als der Herzog von Bourgogne durch den Tod des ersten Dauphin der nächste Thronerbe wurde, lebte Fenelon von ihm entfernt, und auf seinem Erzstift, Cambrai in einer Art von Verweisung. Er hatte mit einer berühmten Schwärmerin der damaligen Zeit, Madame Güyon, sich für eine mistische Idee von reiner Gottesliebe bis zum Märtirerthum verbündet, und hatte dadurch einigen seiner Zunftgenossen, die eben so ehrgeizig und in der Wahl ihrer Mittel weniger zart und gewissenhaft als er waren, Anlaß gegeben ihn von dem Hofe des Königs zu entfernen, dem man noch zum Ueberfluß den Tele-

mach

mach des Erzbischofs von Cambrai als eine versteckte Satire auf seine Regierung vorzustellen gewußt hatte. Ludwigs des Vierzehnten Liebe zum Despotismus verblendete ihn so sehr, daß er sich nicht schämte, mit den erdichteten Tirannen und bösen Ministern in Fenelons Roman offenbar gemeine Sache zu machen, um zweifelhafte Anspielungen durch seine Empfindlichkeit zur treffenden Allegorie zu stempeln. In Cambrai sah man nunmehr die ehrwürdigen und mehr als menschlichen Hirtentugenden der ersten Bischöfe, im innigsten Bunde mit allen gesellschaftlichen Reizen des vollendeten Hofmanns und des aufgeklärten Kopfes, wieder aufleben, und der Verungnadete, Verläumdete, Verspottete sammelte dort nach und nach durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit den Hof, die Armee, und das Land zu seinen Füßen: ja er wußte sogar die Eifersucht des Königs durch den bloßen Zauber der Tugend dergestalt einzuschläfern, daß dieser es dabey bewenden ließ, Fenelons Triumph zu ignoriren.

Außer der allgemeinen Achtung und Liebe die sich Fenelon zu erwerben gewußt hatte, übte er aber noch eine entschiednere Herrschaft über eine kleine Anzahl von Gläubigen aus, die mit unbegränztem Vertrauen und andächtiger Ergebung ihn als ihren Meister anerkannten. Die Hauptpersonen in dieser heimlichen Gemeinde waren der Herzog von Bourgogne, und zwey Französische Große, die seine beständigen Gesellschafter waren: der Herzog von Beauvilliers, sein ehemaliger Hofmeister, und

der Herzog von Chevreuse. Die an unvollendeten Geistern, an widerspruchsvollen Karakteren sich immer erweisende Allgewalt des Mysticismus war das große Erziehungsgeheimniß gewesen, durch welches Fenelon den harten Hof, den er am Herzog von Bourgogne fand, bezwungen und zu seiner Händewerk umgeschaffen hatte. Doch konnte es nicht fehlen daß diese aus der zweyten Hand empfangne Tugend, die weder Grundsatz noch Naturell war, sondern durch Gehorsam und Glauben künstlich hervorgebracht und beisammen gehalten wurde, wenn ihr der belebende Geist ihres Schöpfers gebrach, oft in Kleinlichkeit und Uebertreibung ausartete. Fenelon mußte daher, von Beauvilliers und Chevreuse unterstützt, in der Ferne unablässig darüber wachen, daß der religiöse Schwärmer nicht dem künftigen Regenten Abbruch thäte, und die Französische Nation nicht mit Ekel und Unwillen den lockern Grund ihrer Hofnungen entdeckte. Die Herzogin von Orleans hat wirklich in ihrem schlichten und plumpen Menschenverstand geurtheilt, daß alles „was der Dauphin de Bourgogne Gutes an sich hatte, von seinem Präceptor, und was nicht gut war, von ihm selber war." Ausgemacht scheint es indessen daß in Fenelons Geist, bey der Bildung seines königlichen Zöglings, mit den eigennützigen Wünschen seines Ehrgeitzes auch wirklich

„Das

„Das kühne Traumbild eines neuen Staats" *) zusammenschmolz, und daß die Ausführung großer und wohlthätiger Ideen ihn am Herrschen eben so sehr interessirte, als das Herrschen selbst, wie zweydeutig auch manches seyn mochte was er für das letzte that. **) Auch lag es in der Vielseitigkeit eines so großen Karakters, daß jene übervernünftige Schwärmerey, wenn sie auch vielleicht nicht bloß Maske oder Unterjochungsmittel war, ihn nicht, wie es bey jedem nicht ganz ausserordentlichen Geist nothwendig geschehen muß, der Begeisterung für das wahrhaft menschlich Gute und Edle unfähig machte. Kein schrecklicheres Schicksal könnte also für einen solchen Menschen erdacht werden, als wenn er am Ziel seiner Bemühungen keine andern Früchte eingeerntet hätte, als gescheiterte Hofnung und Reue, wenn eine menschliche Schwachheit, ein zurückgebliebner natürlicher

*) Nach einer Unterredung, die Ludwig XIV einst mit Fenelon gehabt hatte, erklärte jener, daß er sich mit dem schönsten und chimärenreichsten Geist in seinem Reich unterhalten hätte. Und wenn man den Herzog von Saint-Simon über diesen ganzen Theil der Geschichte seiner Zeit nachliest, so ist es nicht dieser Zug allein, der an Philipp II. den Marquis von Posa und Don Carlos in Schillers unsterblichem Werke erinnert.

**) Man kann es z. B. nicht ohne Schmerz lesen, daß sich Fenelon mit dem Abschaum alles Pfaffendespotismus, dem Pater Tellier, liguirte um durch den Sturz eines streng rechtschaffnen Priesters, des Kardinal von Noailles, sich Platz am Hofe zu machen. Uebrigens könnte dieser Zug allein abhalten, in einen unbedingten Enthusiasmus für Fenelon einzustimmen.

Trieb in der königlichen Maschine, die er für seine großen Entwürfe eingerichtet hatte, diese vielleicht über seinem Haupt zusammengestürzt hätte. Die Gemahlin des Herzogs von Bourgogne, eine Prinzeßin von Savoyen, wird von Dûclos geschildert: sie war für ein Weib wenigstens eben so liebenswürdig als es Fenelon für einen Propheten und für das Oberhaupt einer schwärmerischen Sekte nur seyn konnte, und die ganze ehemals wüthende Sinnlichkeit ihres Gemahls war in die blindeste Liebe für sie übergegangen. Sie schien nichts als eine kindische bezaubernde Thörin, und war der tiefsten ränkevollsten Politik fähig; sie liebte ihrem Gemahl nicht, beging sogar öftere Untreue an ihm, und war seine einzige Freude, der rührende Gegenstand seiner unbegränzten Zärtlichkeit. Herrschsüchtig und sich in ihrer besonnenen Unbesonnenheit einer unwiderstehlichen Macht bewußt, wie hätte sie wohl die Gewalt der Regierung ruhig in Fenelons Besitz gelassen? und wie hätte dieser wohl in dem sonderbaren Kampf bestanden?

Die trocknen Formeln der Religion und ihre mistischen Abarten waren von jeher gleich wirksame Mittel, um Fürsten an ihre eigne Schwäche und Unfähigkeit, und durch diese wiederum an eigennützige Rathgeber und Günstlinge zu fesseln. Die Anwendung, welche Fenelon von diesem Mittel machte, scheint es in diesem einzelnen Fall zu rechtfertigen und zu adeln; aber welche Dauer konnte er sich von einer Tugend versprechen, die nichts weiter

war

war als unnatürliche Spannung, von einer Größe, die auf Irrthum und Geistesarmuth, von Regierungsgrundsätzen, die auf außerweltliche Fantome gebaut waren? Wenn Bösewichter, und was immer das Schlimmste gewesen ist, eingeschränkte Bösewichter, ohne an der Form etwas zu ändern, bloß den Geist tödteten, und es dem König in seiner Ermüdung, Schwäche und Menschlichkeit bequemer machten, indem sie statt der Ideen von allgemeinem Wohl ihm wirkliche sowohl als phantastische Befriedigungen der Selbstsucht unterschoben; so konnte sein Reich ein kaum bemerktes Opfer unsichtbarer Geister werden, das Glück ganzer Generationen für eine Universalmedicin oder den Stein der Weisen kein ungleicher Preis dünken, und Felon mit seinem weise erdachten Werk den Fluch der Menschheit verdienen.

VI.

S. 75.

Die Prinzeßin dei Ursini und gelegentlich Frau von Maintenon.

Folgende Schilderung der Prinzeßin dei Ursini aus den Memoires de Noailles kann als ein Beyspiel von historischer Mäßigung angesehen werden:

„Die Geschichte hat ihr Andenken nicht genug geschont, und ihre achtungswürdigen Eigenschaften zu wenig gekannt. Ihre Fähigkeiten umfaßten die eigentlichen

Staatsgeschäfte so gut als die Intriguen; sie verband edle Gesinnungen mit den Kleinlichkeiten der Eitelkeit, viel wahren Eifer für ihre Herren mit ängstlicher Sorge um Hofgunst; sie hatte weniger Tugend *) und Annehmlichkeiten als Frau von Maintenon, aber mehr Stärke des Geistes und mehr Karakter. Wenn man ihr manches zur Last legen kann, so muß man bekennen, daß sie auch große Dienste geleistet hat. Sie war die Rathgeberin, die Stütze einer jungen unerfahrnen Königin, die von ihren Völkern angebetet wurde, die den Muth des Königs über die gefährlichsten Stürme erhob, und die sich mit ihm zugleich ihre ganze Regierung hindurch am Rande des Verderbens befand. Es war damals so schwer in Spanien zu regieren, daß die Umstände einen großen Theil der Vorwürfe, die auf die Prinzeßin dei Ursini gefallen sind, entgelten sollten. Sie war hoffärtig, ehrgeitzig, ränkevoll: wie viele unter den gerühmtesten Ministern gibt es wohl, auf welche diese Züge nicht paßten? Aber ihr Muth und ihre Entschlossenheit trugen viel dazu bey, Philipp den Fünften unter den dringendsten Gefahren auf dem Thron zu erhalten."

Dieser Schilderung gegenüber stellen wir das Portrait der Frau von Maintenon, von der nämlichen Hand entworfen:

„Die Marquise von Maintenon hatte vielleicht Künste angewandt, um den Grund ihrer Erhebung zu legen, aber viele

*) Man muß nicht vergessen, daß es ein Geistlicher ist, der hier spricht, und von der rechtgläubigen Favoritin einen simbolischen Ausdruck braucht.

viele vortrefliche Eigenschaften machten sie deren würdig. Es ist heut zu Tage außer Zweifel, daß sie durch eine geheime Ehe mit dem Monarchen verbunden war. Eben so unzweifelhaft wird es durch ihre eignen Aufsätze, daß eine aufrichtige Frömmigkeit, rein in ihrem Ursprung, zuweilen kleinmüthig in ihren Wirkungen, die Seele ihres Betragens gewesen ist. Uneingennützig und bescheiden auf dem höchsten Gipfel des Glücks, erhielt sie zwar in den Geschäften, vorzüglich der Kirche, zu vielen Einfluß, aber sie fürchtete stets ihre Gewalt zu mißbrauchen. Man wirft ihr vor, daß sie die Verdienste der Menschen nicht recht geschätzt, und manche wichtige Posten an Unfähige vergeben hat; aber sie zog bey ihnen ihre Rechtschaffenheit mehr in Erwägung als ihren Mangel an Talenten, oder glaubte diese in jener zu finden; ihre Irrthümer selbst hatten einen ehrwürdigen Grund, und welche Lobeserhebungen würde sie sich nicht zugezogen haben, wenn der Ausgang ihrem Eifer für das Wohl des Staats entsprochen hätte?"

Es ist nicht zu leugnen, daß ein gewisser Grad von Furchtsamkeit und von Schwäche, hauptsächlich bey dem Zweyten dieser beyden Portraits den Verfasser abgehalten hat, die bestimmteren Züge seines Originals nachzubilden. Wenn man aber zu einem Bilde von der Frau von Maintenon bloß die Züge zusammenstellte, die uns die Herzogin von Orleans und der Herzog von Saint-Simon überliefert haben, so liefe man sicherlich Gefahr, der Wahrheit

heit noch weniger getreu zu bleiben, als es Millot mit den lauen und blassen Farben der Menschenfurcht gewesen ist: angenommen sogar, daß jene niemals durch Haß verleitet worden wären, von dieser berühmten Frau alles Schlimme, bloß darum weil es schlimm war, zu glauben. Saint-Simon macht seiner eifersüchtigen Wuth gegen die Menschen, die seinen Planen im Wege gestanden hatten, in seinen Memoiren Luft, ohne ein einzigesmal seines persönlichen Grolls gegen sie zu erwähnen; aber die Herzogin von Orleans hat es kein Hehl, daß sie mit der Frau von Maintenon in beständigen Zänkereyen lebte, weil ihr deutscher Fürstenstolz sich nicht unter die Herrschaft einer kaum adlichen Königin schmiegte, und sie ist dabey noch ehrlich genug, um einmal selbst zu gestehen: „das Weib sey von Anfang nicht so bös gewesen, sondern immer böser geworden.“ Solche Kleinigkeiten sind es die das Gleichgewicht im Urtheil über historische Karaktere wiederherstellen müssen, damit die gegenwärtigen Zeitumstände die Geschichtschreiber nicht an Billigkeit und kaltem Blut wieder einbüßen lassen, was sie an Freyheit und Kraft gewinnen. Die Aufklärung hat in Frankreich den Schleyer weggezogen, der so lange Zeit das sogenannte große Leben verbarg, und nun schleppt ein jeder seine ehemaligen Götzen im Koth herum, alle nachtheiligen Zeugnisse aus den unlautern Quellen ihrer in zu nahen Verhältnissen mit ihnen gestandenen Zeitgenossen werden als Orakelsprüche aufgenommen, und man bedarf wirklich der milderen nach gewissen Rücksichten abgemessenen Urtheile

ines Millot oder Voltaire, um in der Stimmung nicht irre zu werden, welche zur Ausübung der historischen Gerechtigkeit erforderlich ist.

Wenn freylich Millot auf sein Gewissen befragt worden wäre, was er unter der aufrichtigen, in ihrem Ursprung reinen Frömmigkeit eines Weibes verstünde, das ehemals galant gewesen war, und in einem reiferen Alter das erschöpfte Herz und den abnehmenden Geist eines mächtigen Königs mit alltäglichen Weiberkabalen und jesuitischen Kasuistereyen umstrickte; wenn er sich kathegorisch hätte erklären müssen, wie ein zu großer Einfluß in den Geschäften, besonders der Kirche, sich bey der Frau von Maintenon mit einer wahren Furcht ihre Gewalt zu mißbrauchen, vereinigen ließe, und ob er im Ernst ihre eigenhändigen Aufsätze — künstlich ausgearbeitete Briefe, in denen sie nach ihrer Art repräsentirte, und sich den Karakter machte, unter welchem sie in der Meinung der Welt zu passiren wünschte — für unzweifelhafte Zeugen ihrer inneren Seele ansähe; wenn Voltaire den Beweis hätte führen müssen, daß er ohne Ueberwindung und ohne Unredlichkeit so säuberlich mit der bigotten Urheberin der theologischen Verfolgungen in Frankreich verfahren wäre, so würden beyde ohne Zweifel in keiner geringen Verlegenheit gewesen seyn. Indessen trafen bey der Frau von Maintenon sowohl als bey der Prinzeßin dei Ursini nur die nothwendigen Folgen einer durch die Schwäche ihrer eigentlichen Verwahrer überkommenen Gewalt ein; daß sie herrsch-

ten war ihr größtes Verbrechen, was sie thun mußten, um sich auf der gefährlichen Höhe zu erhalten war Nothwendigkeit, und um nichts schlimmer oder hassenswürdiger als daß sie hinaufgestiegen waren. Von den beyden Favorittinnen hatte die Prinzessin unstreitig das meiste Genie, was auch wohl zunächst die Ursache seyn mag, warum sie fiel und die andre stehen blieb. Frau von Maintenon war eine gewöhnliche Frau von Verstand, sie hatte gerade so viel Karakter als nöthig war um keinen zu haben, wo er nicht angebracht war, ihre Politik war lange Bedürfniß gewesen und endlich Gewohnheit geworden, Ersatz durch Einfluß und Thätigkeit brauchte sie für den einförmigen Zwang und die Abhängigkeit mit welchen sie das selbstsüchtige Herz eines an Geist und Sinnen veralterten Königs erkaufte, Hoheit und Güte konnte sie in ihrem Umgang mit der Welt, in ihren zwischen resignirter Knechtschaft und heimlichem Emporstreben immer abwechselnden Verhältnissen nicht behalten haben: wie hätten also ihre Regierungsarbeiten in's Große gehen, und allgemeines Wohl umfassen können? die Menschheit lag ihr zu weit, ihr Verstand spielte mit theologischen Grübeleien und geistlichen Stiftungen, und nach den engsten konventionellen Begriffen von Rechtschaffenheit, Tugend und Frömmigkeit, mit welchen kleine weibliche Rache und Verfolgungssucht gar wohl zu vereinigen waren, maß ihr Gewissen und ihr Geist die Monarchie ab, die das Schicksal ihr zugeworfen hatte.

Die

Die kurze Schilderung, die Dûclos in unsern Memoiren S. 156. von ihr macht, ist ein wahres Muster jener männlichen Freyheit, die den Schriftsteller nicht berauscht, sondern seinen Blick heller und sein Urtheil leidenschaftloser macht. Ein schreckliches Bild, und das worinn sie die verhaßteste Rolle spielt, geben die letzten Augenblicke Ludwigs des Vierzehnten, wo dieser sonst allmächtige Monarch auf seinem Todbett das Gefühl, sich selbst überlebt zu haben in seiner ganzen Bitterkeit empfängt, und vergebens nach der nemlichen Frau schmachtet, der er seine königliche Ehre und den Ruhm seiner Regierung aufgeopfert hat, und die zweymal ihn verläßt ehe noch seine Augen geschlossen sind. Aber das Abscheuliche dieses Gemäldes fällt mehr auf das Leben der großen Welt überhaupt, als auf die unglückliche Sklavin, die in dem Augenblick wo ihre Rolle ausgespielt war, es nicht erwarten konnte die drückende Larve abzuwerfen und die traurige Posse zu enden. Dieser grelle Ausbruch von Egoismus dürfte nur dann befremden oder indigniren, wenn das Verhältniß zwischen einem Ludwig und einer Maintenon *) je von etwas anderm gezeugt hätte; aber die

*) Wir haben wirklich in ganz neuern Zeiten — si parva licet componere magnis — ein Seitenstück zu der Flucht der Frau von Maintenon nach Saint cyr, vor dem Tod ihres Gemahls und Königs, erhalten; und es ist merkwürdig daß die feine Prüderie einer Französin aus dem glänzenden Siecle de Louis XIV. doch keine so guten Ausreden gefunden hat, als die Empfindsamkeit eines Deutschen Schriftstellers und Ehe-

die tragische Crisis in welche er fällt, macht das Ganze von einem unauslöschlichen Eindruck.

VII.

S. 115.

D'Aguesseau, und die Jansenisten-Händel in Frankreich.

D'Aguesseau verlor während der Regentschaft den Ruf von unerschütterlicher Tugend, den er sich durch seinen kräftigen Widerstand unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten oder vielmehr des Pater Tellier erworben hatte. Damals, sagt Voltaire, hatte d'Aguesseau jenen Muth des Geistes noch, den die Jugend giebt. Dies ist ein einfaches, aber tiefes Wort, eine von den reifen und hellen Ideen die, bey einem Kopf wie Voltaire, aus der künstlichen Mässigung selbst entsprangen, mit welcher er die Frevel einer Regierung behandelte, von der er nun einmal verbunden war ein schönes Gemälde zu liefern. Diese wissentlichen Verschönerungen wurden in seiner lebhaften und poetischen Fantasie so gut zu Wahrheiten wie die Karactere und Situation in seinen Trauerspielen, und durch Widerspruch stiegen sie endlich in seiner Eitelkeit zu Glaubensartikeln. So weit kann jedoch diese Illusion kaum

Ehemanns. Der Deutsche Patriotismus wird es uns Dank wissen, daß wir diesen Vorzug unsrer Nation vor der Französischen, selbst in ihrem ehemaligen nie genug zu beweinenden Flor, entdeckt haben.

kaum gegangen seyn, daß sie seine sündliche Apathie, selbst die theologische Tirannei zu beschönigen, vor seinen eignen Augen verborgen, und daß er ohne zu erröthen, um den Pater Tellier zu karakterisiren, den für einen Voltaire wirklich possirlichen Euphemismus gebraucht hätte: dieser Beichtvater sey ein allzuheftiger Mann gewesen. Aber abgekühlt wie er es seyn mußte, um sich über die Gegenstände seines bittersten Hasses so glimpflich zu äussern, gewinnt er zuweilen an Weisheit wieder, was er im Ganzen durch ein so trügerisch-geschmeicheltes Gemälde an philosophischer Ehre verliert. So kann man z. B. folgende Prophezeiung in seinem Siecle de Louis XIV., bey Gelegenheit der Jansenisten Händel, nicht ohne einen gewissen sehr gemischten Schauder lesen: „was lächerlich geworden ist, kann nicht mehr gefährlich seyn. Der Streit wird sein Wesen verändern; den Menschen kann es nie an Vorwänden abgehen um einander zu schaden, wenn sie auch keine Ursachen mehr dazu haben; und so wird selbst die Religion vielleicht noch helfen die Dolche zu spitzen."

Die Jesuiten hatten Ludwig dem Vierzehnten das Vorurtheil eingeflößt, daß der Jansenismus die Grundfesten der königlichen Gewalt erschütterte. Wie das eigentlich durch Eine Meynung über Sätze der scholastischen Theologie mehr geschehen konnte als durch eine andre, darauf ließ sich der König weiter nicht ein; genug er verfolgte, und im Verfolgen selbst mußte er wohl ganz deutlich erkennen,

daß die Jesuiten ihm nicht zu viel gesagt hatten, so wie die Jansenisten auch auf diesem Wege das werden mußten wofür sie ihre Gegner ausgeschrieben hatten, und was sie zuverlässig, wenn ihr System unter dem Schatten der königlichen Gewalt hätte gedeihen und um sich greifen dürfen, weder mehr noch weniger gewesen wären als die Jesuiten. In der Mitte des laufenden Jahrhunderts, unter der Regierung Ludwigs des Funfzehnten, konnten ihre schändlichen Charlatanerien (Siehe S. 96. Note a.) geradezu auf Empörung des Pöbels führen; aber neben diesem letzten Aufstreben eines plumpen Fanatismus stieg die neuere Philosphie in die höhe, verschmähte selbst die Mittel nicht, durch welche sie in der großen Welt und an den Höfen Fuß fassen konnte, gewann den großen Sieg über die Jesuiten, und bereitete die Revolution, in welcher denn aber auch die für erstickt gehaltenen Greuel des Fanatismus Gelegenheit fanden unter veränderten Gestalten und Namen wieder aufzuleben. So möchte freylich der Jansenismus in der Genesis der Französischen Revolution eine wichtigere Rolle spielen als man sich zeither erinnert hat, und so möchte es durch den Lauf der Zeiten vielleicht dahin gekommen seyn, daß sich in manchem Jacobinerclub Jansenisten und Jesuiten — vor kurzem noch pariter jacentes — der guten Sache des Herrschens und Wohllebens zu Ehren, brüderlich umarmen. Man erwäge die deutschen Hypothesen über den Jesuitismus im Martinismus; verschiedne nicht unerhebliche Anekdoten von Cagliostro's letztem Aufenthalt in Paris, die sich

durch

durch die Emigration unter der Hand verbreitet haben; die mystischen Winkelversammlungen in Frankreich die gleich zu Anfang der Revolution durch Journale und Reden als democratische Klubs auftraten; die chronologische Nothwendigkeit mehrerer Berührungspunkte zwischen den heutigen geschwornen, nicht geschwornen, und atheistischen Fanatikern auf der einen, und den älteren streitenden Sekten auf der andern Seite; man bedenke daß die bewundernswürdige und eigenthümliche Konsequenz jeder geistlichen Innung weit weniger die Subtilitäten ihres besondern Symbols, als den Zweck jedes Symbols, die Hierarchie, festhält, und folglich immer bereit seyn wird, diesem Zweck zu Ehren, jene Subtilitäten mit andern, den Zeitumständen angemesseneren, und hiernächst auch die Gegner, gegen welche sie das Feuer und Schwert der Propaganda richtet, mit andern die entweder durch gleiche Absichten oder gar durch Redlichkeit und Wahrheitsliebe entstehen, zu verwechseln. Man kann selten irren, wenn man von gleichen Wirkungen auf gleiche Ursachen schließt, wie tief sich diese auch hinter den entgegengesetztsten Namen verborgen haben mögen. Die Septembrisirer der neueren Zeiten sind die Convulsionnaires der älteren, die Telliers und Boyers von ehedem stehen heute in den Robespierre's und Chapot's wieder auf, und nur einige wenige Worte, der siegenden Vernunft entwandt um sie von neuem zu stürzen, machen den Unterschied zwischen dem atheistischen Schreier auf der Rednerbühne des Nationalconvents, und dem Einsiedler Peter, dem

Spanischen Großinquisitor, oder dem Grafen Cagliostro. Man würde auch, wenn man deshalb auf Entdeckungen ausgienge, zuverlässig auf mehrere ganz materielle Analogien stoßen. Freylich müßte man in einer so beschränkten historischen Hypothese nicht den Aufschluß der ganzen Französischen Revolution gefunden zu haben glauben; Mirabeau würde z. B. dadurch weder zum Betrüger noch zum Betrognen, die Eroberung der Bastille, selbst in ihrer Eigenschaft als königliches Schloß, *) bliebe ein unsterbliches Denkmal dessen was Begeisterung vermag, die Grundsätze der Constitution und die Verkündigung der Menschenrechte würden um nichts leichter zu widerlegen, **) Gleichheit der Rechte würde noch immer, auch zwi-

*) Cf. Burke.

**) Insofern sie nämlich die Exposition, den ersten Akt der Revolution machten, denn an und für sich enthielten sie so viel Widersprüche und Schwächen, daß sie bloß als Brücke zur Wiederkehr der willkührlichen Gewalt oder zu einer zweiten Revolution dienen konnten. Herr Rehberg hat dies, nebst vielen andern Dingen — nach Maasgabe der Umstände bald a priori bald a posteriori — in seiner Untersuchungen sehr siegreich erwiesen. Nur daraus, daß Herr Rehberg die ganze Französische Revolution so schlechthin als ein Recensendum ansieht und behandelt, entsteht zuweilen ein heimliches Grauen: ob eine so unerbittliche Strenge nicht vielleicht die Geister der Erschlagenen in ihrer Ruhe aufstören möchte? Sonst aber könnte es sehr nützlich seyn, die Erschaffung der Welt, oder die großen Völkerwanderungen, oder die Reformation und den dreißigjährigen Krieg zu recensiren. Der Geschichtschreiber bildet sich schon etwas darauf ein, daß er sich bemüht mit der Nothwendigkeit und dem Gange des Schicksals vertraut zu werden: wie

zwischen Riesen und Zwergen, zwischen Dummen und Klugen, Armen und Reichen, ja sogar Fürsten und Unterthanen, die natürliche Grundlage aller Gesetzgebung, und bürgerliche Freyheit das edelste Ziel menschlicher Kräfte seyn; indessen könnte diese Spur auf den Beweis führen, daß es nichts als ein dreyhundertköpfiger Ravaillac oder Damiens war, was Ludwig den Sechszehnten auf das Schaffot brachte.

VIII.

S. 146.

Louvois.

Voltaire will es nicht Wort haben, daß Louvois unmittelbar nach seiner Zurükkunft von der Arbeit mit dem König, plötzlich gestorben sey. Er brauchte, sagt Voltaire, das Balarüker Wasser, und wollte mitten im Gebrauch desselben arbeiten: dieser übertriebene Eifer verursachte seinen Tod. Dieser Status morbi ist überhaupt nicht sehr bündig und klar; und die Gerüchte welche bey Louvois Tod Vergiftung argwöhnen ließen, scheinen so viel Grund gehabt zu haben und so verbreitet gewesen zu seyn, daß diese politische Wendung bey Voltaire zu ärgeren Deutungen

wie viel erhabner aber und ehrenvoller ist nicht das Amt des Recensenten, der das große Fatum selbst die Finger herhalten läßt, und zuschlägt bis es gut thut — mag er noch so lange zuschlagen müssen, er hat doch das Seinige gethan!

gen Anlaß geben könnte als die Sache verdient. Ludwig der Vierzehnte und die Marquise von Maintenon waren höchst wahrscheinlich eines solchen niedrigen und bey ihrer Macht unnöthigen Verbrechens nicht fähig, aber Louvois hatte ohnedem Feinde genug, deren gereizte Ohnmacht dem unempfindlichen Despoten endlich doch wohl gefährlich werden konnte. Voltaire hat die Unverschämtheit von Louvois zu sagen, qu'il étoit incabable de nuire; aber er war der weltliche Tellier Ludwigs des Vierzehnten, und in mancher Rücksicht ein Stifter jenes modernen Ministerial-Despotismus, der für einen auf die Zeit, wo man den Posten besetzt, ganz allein eingeschränkten Ehrgeiz, überall Verwirrung und Verderben aussäet.

IX.

S. 448.

Wilhelm der Dritte sagte von Ludwig dem Vierzehnten: wenn ich seine Freundschaft nicht erlangen kann, so will ich wenigstens seine Achtung erzwingen.

Diese Aeußerung des Königs von England läugnet Voltaire auch. Der Beweis daß etwas nicht gesagt worden sey, ist freylich etwas schwer zu führen, aber Voltaires Kritik gründet sich in der Geschichte Ludwigs des Vierzehnten überhaupt blos auf eine gewisse aus der Luft gegriffene und willkührlich angenommene Analogie. So eifert er auch gegen die Meynung daß Ludwig der Vierzehn-

zehn-

zehnte gegen den Lord Stairs die Th. I. dieser Memoiren, S. 92. angeführte Aeusserung gethan habe. Jene Worte haben vielleicht mehr Größe in ihrer Bitterkeit als manche von den prunkvollsten Repräsentationen des nämlichen Monarchen, aber Voltaire fühlt diese Größe nicht, und führt das Zeugniß eines Ministers, woraus höchstens abzunehmen wäre, daß er jenen Auftritt nicht wußte oder ignoriren wollte, als einen unwiderleglichen Beweis an, daß keine Silbe daran wahr seyn könne. Es war der nämliche ekle und beschränkte Geschmack, der Voltairen gegen alle eigenthümlichen Schönheiten des Genies unempfindlich, und für die treffenderen individuellen Wahrheiten der Geschichte unglaubig machte. Unausstehlich mußte ihm vollends die karakteristische Aeusserung des Lord Stairs seyn, die am angeführten Orte vorkömmt, und für die historische Darstellung, für den allgemein praktischen Nutzen der Geschichte mehr Werth hat, als die kunstreichsten Extrakte von Feldzügen und Negociationen.

X.

S. 165.

Ludwig der Vierzehnte, und gelegentlich Voltaire.

Dieser ganze Abschnitt, der eine Karakteristik Ludwigs des Vierzehnten enthält, macht unserm Verfasser um so mehr Ehre, als es heutzutage nicht mehr darauf ankömmt

von der Verderblichkeit jener berühmten Regierung überzeugt zu seyn, sondern es weit dringender ist, das Gute und das Böse, an dem Menschen wie an dem König, bey Ludwig dem Vierzehnten genau gegen einander abzuwägen, und jenes der demokratischen Wuth, deren Gegenstand sein Andenken geworden ist, zu entreißen, dieses aber auf die einfachsten und allgemeinsten Grundzüge zurückzuführen, damit es der Nachwelt besser fruchte als durch unbändige oder bombastische Deklamationen geschieht. Insofern Voltaires Schilderung darauf angelegt war, die öffentliche Meinung irre zu führen, die Sache des Volks länger verrathen zu lassen, durch die verdächtige Stimme pensionslustiger schöner Geister, ehrgeiziger Großen, oder eitler und kurzsichtiger Patrioten das Geschrey der Menschheit und den Unwillen der freien Denker zu ersticken, insofern war es allerdings ein nothwendiger Schritt bey einer Revolution wie die Französische daß jenes lügenhafte Gemälde von Hofglanz und Fürstenpracht durch die schauderhaftesten Darstellungen von Volkselend und Herrscherfreveln verdrängt wurde. Auf die Geschichte dürfen aber zufällige Bedürfnisse der Zeit und der Umstände keinen Einfluß haben; sie kann daher jenes Gemälde, das einen großen Kopf zum Urheber hat, mit Absonderung dessen was Bestechungen mancher Art dabey verschuldet haben, wieder hervorsuchen, und eher zur Grundlage ihres Urtheils nehmen, als leidenschaftliche oder in unsern Zeiten verdienstlose Schmähungen.

Da überhaupt ein jedes Ding nicht blos nach allgemeinen Beziehungen, sondern auch nach seinem eignen inwohnenden Werth geprüft werden muß, so könnte bey jedem eigentlich demokratischen Schreier gegen Ludwig den Vierzehnten die Erinnerung nichts schaden, daß es unter der Regierung dieses Königs wenigstens keine Demokraten gab. Daß aber dieses für eine monarchische Regierung ein wesentlicher Vorzug war, den jener vor den nachfolgenden hatte, wird selbst ein Curage nicht läugnen, sobald er bedenkt daß weder bey den zwey lezten Königen von Frankreich noch bey ihrem Hofe noch bey ihrem Ministerium mehr Demokratischer oder Revolutions-Sinn herrschte als bey Ludwig dem Vierzehnten, seinem Hof und seinen Ministern.

Ludwig war zwar selbst nur ein gewöhnlicher Mensch, in welchem Erziehung und Vorurtheil die natürlichen Fehler seines Stands, Stolz und Egoismus, tief eingegraben hatten; aber er hatte in der Beschränktheit seines Geistes doch ein gewisses Ideal von königlicher Würde, das in manchen Stücken mit dem abstrakten konstitutionellen Begrif eines obersten Volksrepräsentanten, eines premier fonctionnaire public, mehr Uebereinstimmungen hatte, als wenigstens er selbst sich je einfallen ließ. Er erfüllte daher die große Pflicht des Vorstehers einer Monarchie, indem er dem Staat auf lange Zeit Einheit gab. Er vollendete gegen die unruhige und aufrührerische Aristokratie der älteren Zeiten das von Richelieu angefangne, und un-

ter Mazarin eine Weile unterbrochne Werk, ohne die blutige Vehemenz jenes tirannischen Priesters. Große Geister verschmähten es nicht, sich ehrerbietig und gehorsam unter dem Namen eines Königs zu sammeln; denn ihr Egoismus war wahre Ruhmbegierde, die in einer unumschränkten, durch sie kraftvollen monarchischen Regierung mehr Spielraum fand als in den kurz vorhergegangnen zwecklosen Unruhen der Fronde. Durch Werkzeuge wie Turenne, Conde, Vauban, Colbert, und mehrere andre blühte die Monarchie im Krieg wie im Frieden. Aber in einer sehr langwierigen Regierung verschwanden nach und nach und unersetzt diese Werkzeuge, der königliche Name überlebte den Geist für dessen Inhaber er sich lange hatte halten dürfen, und so wurde er wiederum von kleinlichen und eigennützigen Bösewichtern selbst zum Werkzeug gemisbraucht. Sich zum Mittelpunkt des Hofs, und den Hof zum Mittelpunkt des Staats zu machen, das war Ludwig dem Vierzehnten in der ersten Epoke seiner Regierung, durch das zufällige Zusammentreffen großer Talente gelungen; aber sein Despotismus, welcher sonst, von kräftigen Stützen emporgetragen, Monarchenkraft und Größe des Staats geschienen hatte, sank jetzt, ohne daß er es gewahr wurde, zu der neueren Aristokratie herab, welche die Fürsten zu Nichts, den Hof aber zu Allem machte, und die Revolution herbeygeführt hat. Die verderbliche und verhaßte Tiranney übermüthiger, böser, selbstsüchtiger, unfähiger Ministers trat für ein ganzes Jahrhundert an die Stelle der Täuschung, oder wenn man will,

der

der in der Spekulation nicht ganz unstatthaften politischen Fiktion, durch welche ein despotischer König die Repräsentation des Staats auf den höchsten Grad von Vollkommenheit bringen kann. Aber freylich müssen alsdann die hellen und einfachen Grundsätze von Staatsglückseligkeit den Geist und die Richtschnur des mit dem Staat innigst vereinten Despoten ausmachen, er selbst muß so zu sagen eine Konstitution seyn; eine Regierung hingegen, deren Grund so wankend war, als das künstliche Gerüst auf welches sich ein Mensch wie Ludwig der Vierzehnte gestellt hatte, konnte zwar eine Weile meteorisch leuchten und blenden, aber sie gab den ersten Stoß zum politischen Umsturz Frankreichs.

Würklich fehlte Ludwig dem Vierzehnten nichts weiter als ein großer Mensch zu seyn; denn König war er im höchsten Grad, in jedem Sinn dieses Worts, in jeder bösen und guten Würkung dieser Eigenschaft. Daher läßt sich an ihm das vollständigste und allseitigste Bild eines Königs abstrahiren; und alles was den Einfluß der königlichen Würde auf den Staat, und auf den Menschen der sie besitzt, betreffen kann, jede Empfindung der Bewunderung, des Mitleidens, des Unwillens, die der Stelle eines Königs in allen ihren psichologischen und politischen Beziehungen gebühren kann, findet sich in der Geschichte Ludwigs des Vierzehnten erschöpft. In dieser Rücksicht sind die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, bey allen ihren Fehlern, einer von den kostbarsten

Schätzen welche die Litteratur aufzuweisen hat, weil sie mit unkünstlichen, aber wahren und in ihrer Art einzigen Zügen dieses lehrreichste aller Bilder ausmachten.

Die Zeitgenossen, welche das Hohngelächter und die Flüche der Nation in das Grab des großen Königs hinunterschallen hörten, ahndeten bey dem entsetzlichen Anblick nicht, welche Folgen davon die Zukunft entwickeln würde; denn sie sahen das nämliche Volk seiner Verzweiflung vergessen, und jauchzend dem königlichen Knaben huldigen, in welchen die Schwäche, die Härte und die Selbstsucht seines Ahnherrn, unvergütet durch den Geistesadel, welchen Ludwig der Vierzehnte doch auch seinem Geschlecht verdankte, zur verächtlichsten Mischung aufwuchsen. Auch diesen ließ die unverstandene Nemesis ohne Strafe in das Grab seiner Väter taumeln, und seinen Nachfolger, empfangen von gleichem Jubel, die Regierung antreten, die mit dem Schaffot enden sollte. Auf das wenigst schuldige Haupt schüttete sie das Maas der Schmach, das andre gesammelt hatten, und in der menschlichen Vorstellung ahndet ein geheimer Schauder einen verschlingenden Abgrund unter den Füßen der Bösewichter, die das, auch straffällige Werkzeug ihrer dunkeln, aber rastlosen Vergeltung waren.

Auch Voltaire hätte sich schwerlich herabgelassen, durch sein Gemälde von der Regierung Ludwigs des Vierzehnten der Konvenienz höherer Stände, mit welchen er

sich gern und bey der Französischen Lebensart leicht vermengte, zu fröhnen, wenn er vorausgesehen hätte, daß der Ausgang eines Jahrhunderts, über dessen Geist er zu herrschen glaubte, seine Schwäche so gewaltthätig blosstellen würde. Er wußte es selbst gewiß nicht, daß er mit seiner zügellosen und sektirenden Freygeisterey auf der einen Seite dazu beytrug eine Stimmung zu bilden, welche seine loyalistischen und aristokratischen Nebenschliche auf der andern Seite ad absurdum reduciren würde. Sein Haß gegen die Religion und gegen die Geistlichkeit war mit vieler Persönlichkeit vermischt, weil sich jene in seinem Vaterland ohne Unterlaß zwischen ihm und dem Thron gestellt hatten. Wenn ihn Laune und Fantasie zuweilen verleiteten, auch des Throns nicht zu schonen, so kann man mit Sicherheit behaupten daß in solchen Fällen bey ihm nur der Verstand mit dem Karakter davon lief; denn er bedurfte des Throns, und haßte die Gleichheit so herzlich wie ein Edelmann, was er zu seyn auch keinesweges verschmähte. In einer merkwürdigen Prozeßsache, die als eine Epoke der Gährung angesehen werden kann, aus welcher endlich das Reich der Sansculottes hervorgegangen ist, nahm Voltaire mit würklich kollegialischem Eifer die Partei des Adels.

Ein Graf von Movangies wurde von einer niedrigen, zu Paris in einem fünften Stockwerk wohnenden Familie wegen eines ansehnlichen, und durch seine eigenhändige Unterschrift bekräftigten Darlehns in Anspruch ge-

nommen; der Graf und seine Anhänger behaupteten, daß eine Bande von Gaunern seine Leichtgläubigkeit und die Unordnung seiner Finanzen benutzt hätte, um ihn durch eine Kette von Betrügereien in diesen Handel zu verstricken; wichtige Präsumtionen stritten für ihn, aber unter diesen stützte man sich vorzüglich auf Eine, die weder philosophisch noch unbeschränkt erfahrungsmäßig war: daß nämlich ein Edelmann, ein Graf, ein Offizier von einem so hohen Grad in den Armeen des Königs unmöglich Leute ohne Namen, ohne Ansehen, ohne Rang betrogen haben konnte, sondern vielmehr mußte von diesen betrogen worden seyn. Der erste und der letzte Stand nahmen in dieser Sache Partey, und mit einer Heftigkeit die mit als ein historischer Beweis gelten kann, daß die Französische Revolution nicht völlig ex abrupto und wie es für manche Zuschauer das Ansehen haben mochte, so zu sagen aus Nichts entstanden ist. Voltaire schrieb für den Grafen von Morangies mehrere fliegende Blätter, in denen er jenes rein aristokratische Argument bis zum Ekel, und mit der naivsten Ueberzeugung wiederholte. Was würde aber der Vertheidiger des Grafen von Morangies gesagt und gethan haben; wenn er den Triumph des Fauxboury Saint - Antoine über Versailles, der Sans - culottes über die Cordons bleus gesehen hätte? Sicherlich würde er nicht, wie manche seiner Brüder in der Aufklärung, das Opfer einer großmüthigen Täuschung geworden seyn, und er hätte sich gehütet in seiner Person die Philosophie und die Vernunft in das Gedräng zwischen der Barbarey

des

des Vorurtheils und dem Fanatismus der Neuerungssucht, zwischen der Erbitterung des Despotismus und der Wuth der Anarchie, kommen zu lassen. Diesem ehrenvollen Posten war er nicht gewachsen, und eher hätte alle Freyheit auf Erden verderben mögen, ja eher hätte der Päbstliche Hof den Faden der Universalmonarchie wieder aufnehmen mögen, ehe Voltaire mit Leuten die nicht einmal schreiben konnten, hätte deliberiren sollen!

XI.

S. 186.

Karakter des Herzogs von Noailles.

Ein großer Theil dieser Schilderung ist, jedoch mit einigen Milderungen, aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon gezogen. Nirgends hat sich Saint-Simon in seinen weitläuftigen Uebertreibungen so gefallen, wie in den Stellen wo er von dem Herzog von Noailles spricht: als ob ihm der Athem vor lauter Heftigkeit ausgienge, weiß er ihn endlich mit nichts mehr zu vergleichen, als mit dem Satan selbst, mit der Schlange durch welche Eva verführt ward. Da aber Noailles als Minister und als Feldherr im Ganzen weniger Böses als Gutes gethan hat, so muß von den Hyperbeln des Herzogs von Saint-Simon, hinter denen man würklich eines von den großen und auf ewig merkwürdigen Ungeheuern, welche die Natur kaum einmal in Jahrtausenden schaft, vermuthen sollte, ein Beträchtliches abgezogen werden,

und auf Saint-Simons eigne Rechnung kommen. Saint-Simon und Noailles waren zu Anfang der Regentschaft, wo ihre beiderseitigen Prätensionen gegen einander anstiessen, abgesagte Feinde geworden; der stolze und heftige Saint-Simon hatte sogar öffentlich erklärt, daß er dem Herzog von Noailles alles Böse zufügen würde was in seiner Macht stünde; und der letzte hatte wahrscheinlich, ohne eine solche pathetische Erklärung — deren Abstich gegen seine Ansprüche auf christliche Frömmigkeit Saint-Simon weniger fühlte, als man es aus den bittern Vorwürfen von Heuchelei, die er seinem Gegner macht, folgern sollte — das nämliche im Herzen gelobt, und gehalten. Den sonderbarsten Kontrast macht daher die verschiedne Behandlung der nämlichen Gegenstände in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon und in den Memoiren des Herzogs von Noailles, die Millot aufgesetzt hat. Millot, der schon durch den Auftrag die von Noailles hinterlaßenen schriftlichen Aufsätze in ein Ganzes zu bringen, in einer gewissen Abhängigkeit von der Familie der Noailles stand, spricht von seinem Helden als von dem Tapfersten, Einsichtvollsten, Uneigennützigsten, Frömmsten aller Französischen Grossen, belegt aber freylich diese Urtheile, wie wir schon oben bei Gelegenheit seiner Schilderung der Frau von Maintenon bemerkt haben, auch wieder vorzüglich mit Briefen und andern Aufsätzen des Herzogs, die von seinem Verstand, von seinen politischen Verhältnissen, von den Rücksichten die er zu beobachten hatte und wußte, mehr zeugen als von dem Innern seines Karakters. Der hier

von

von Dûclos angeführte Zug, daß er, durch seine Frömmigkeit ein Schooskind der Frau von Maintenon, Philipp dem Fünften in seinem drückenden Wittwerstand eine Maitresse vorgeschlagen und aus dem übeln Erfolg dieser Negociation zu spät eingesehen hätte daß das Gewissen des Königs stärker war als sein Temperament, wird z. B. von Millot gänzlich ignorirt; er spricht mit einiger Verlegenheit von der Ungnade des Herzogs von Noailles am spanischen Hof, und setzt hinzu: man wüßte den Grund der Klätschereien nicht, die sie veranlaßt haben müßten. Die nämliche Verschiedenheit findet sich auch bei Gelegenheit der Th. I. S. 220. unsrer Memoiren erzählten Anekdote von Louvile, welcher durch den Kardinal Alberoni verhindert wurde Philipp den Fünften zu sehen, dem er im Namen des Englischen und des Französischen Hofs einen für Spanien höchst vortheilhaften Vorschlag zu thun hatte. Noailles war gegen Louvile's Sendung an den Spanischen Hof gewesen, daher ist bei Millot von der frechen Tirannei des Spanischen Ministers kaum die Rede, der ganze Vorfall gewinnt eine andre Gestalt, und Louvile's leichtsinniger Karakter scheint ganz allein den übeln Erfolg dieser Unterhandlung veranlaßt zu haben. Daß in Millots Memoiren von der in den unsrigen Th. I. S. 259. aus Saint-Simon gezogenen, höchst auffallenden Ungerechtigkeit des Herzogs von Noailles nicht die Rede ist, versteht sich von selbst, da Millot durch sein ganzes Werk sich nicht einen Zug, nicht eine Modifikation erlaubt hat, wobei auch nur die Möglichkeit einer solchen unchristlichen

und

und unmoralischen Handlung auf die Rechnung des Herzogs von Noailles kommen könnte. Die Darstellung des Auftrits hat indessen bei dem Herzog von Saint-Simon eine solche innere Wahrheit, daß wir der Begebenheit, in der Maaße wie sie Dúclos aufgenommen hat, vollkommenen Glauben beimessen; im Ganzen aber führt die Vergleichung solcher ganz entgegengesezter Schilderungen von den nämlichen Menschen und Handlungen, und die Untersuchung der Verhältnisse, durch welche diese Verschiedenheiten entstehen, auf manche fruchtbare Grundsätze für die Kritik der Geschichte, und für die Beurtheilung unsrer eignen Zeitgenossen, denen es bevorsteht einst auch historische Karaktere zu werden.

Anmerkungen zum zweyten Theil.

XII.

S. 45.

Karakter des Herzogs von Richelieu.

Dûclos hat an mehreren Stellen seiner Memoiren des Herzogs von Richelieu erwähnt, aber stets mit einer kalten Geringschäzung die etwas eigenthümlich humoristisches hat, und wahrscheinlich nicht ohne die Absicht auf die Lobgesänge und andern Posaunenkünste anzuspielen, womit Voltaire den nämlichen Richelieu der Nation zum Helden aufdringen wollte. Voltaires Korrespondenz enthält hierüber einige treffende Züge; d'Alembert, dessen Karakter in weit grösserem Einverständniß mit seinem Geiste stand, sucht Voltairen in seinen Briefen zuweilen an seine Würde als Denker und Philosoph zu erinnern, er ermahnt ihn von seinen gewissenlosen Schmeicheleien gegen einen Menschen abzustehen, der, sagt d'Alembert, selbst von seinen eignen Küchenjungen verachtet würde. Voltaire aber bemüht sich, mit gutmüthiger Schwäche, die Nachsicht seines Freundes, und an der Stelle seines Unwillens sein Mitleiden wegen gewisser Verhältnisse, die ihn einmal ohne Rettung an Richelieu binden, zu erwecken.

ken. Diese geheimen Aufschlüße sind äuserst wichtig um die Stellen in Voltaires historischen Werken zu schätzen, wo er des Herzogs von Richelieu erwähnt; und wie manche Helden ihrer Zeit mag es wohl geben, welche die Nachwelt weniger getäuscht haben würden, wenn man von den Umständen unter welchen sie von den sogenannten Stimmen der Fama dafür ausgegeben wurden, eben so gute Nachrichten gehabt hätte!

So vortreflich und karakteristisch die leichte Verachtung ist, mit welcher Dûclos in seinem Verhältniß als Zeitgenoße und naher Beobachter, den Herzog von Richelieu abfertigt: so hat dieser Mann doch in der öffentlichen Meinung eine Wichtigkeit gehabt, die ihm in der moralischen Geschichte des laufenden Jahrhunderts einen nicht unansehnlichen Plaz anweist. Er war als Feldherr zuweilen glücklich, sein Name verwickelte sich mit der militairischen und politischen Geschichte seiner Zeit; das ungeheure Register seiner Siege über das andre Geschlecht und das übermenschliche Alter, zu welchem er gelangte, würkten mit jenen Umständen zusammen auf die Imagination seiner Zeitgenoßen, und gaben ihm einen trügerischen Schein von Ausserordentlichkeit, hinter welchem die scheußliche Verderbtheit seines Herzens, die Niedrigkeit seiner Gesinnungen, der Unzusammenhang und die Flachheit seines Verstandes, zum wesentlichen Schaden der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit im Ganzen, ihrem verdienten Urtheil entgiengen.

Noch

Noch immer pflanzt sich durch Memoiren, durch Vies privées, durch Vies secretes diese verderbliche und armselige Bewunderung fort; noch immer leiht die Welt dem Faunenleben, der satanischen Bosheit, den kleinlichen Ränken, der zügellosen Menschenverachtung dieses selbst über allen Ausdruck verächtlichen Menschen ein gefälliges Ohr. Die Geist- und Sittenlosigkeit aller seiner Thaten erweckt noch immer, statt der tiefsten Indignation, ein müssiges Erstaunen über gewisse Unbegreiflichkeiten, die denn doch zur einen Hälfte blos in die Arkana der Naturgeschichte einschlagen, aber auf die Stimme der Moralität keinen Einfluß haben sollten, und zur andern Hälfte, wenn diese Stimme darüber gehört würde, keine Räthsel mehr, sondern schlechtweg Infamien heissen müßten. Daß ein Mann wie Richelieu sich einen gewissen Alcibiadesruf anmaßen konnte, zeugt nur von dem unbeschreiblichen Verfall seines Zeitalters; und in der unmöglichen Voraussetzung des Richelieu in einem jugendlich kräftigen Staat, oder unter unter einem Volk, wie die Geschichte uns die freyen Nationen des Alterthums abbildet, gelebt hätte, würde man seinen Namen entweder gar nicht, oder höchstens von einer Schandsäule her kennen.

Man hat dadurch, daß man das Wunderbare an diesem Idol der schlaffen Neugierde unsrer Zeiten ohne Untersuchung zugab, sehr viel mehr als man es bedachte die Sache der Sittlichkeit und Tugend verrathen. Schon am Hofe Ludwigs des Vierzehnten hatte es ein ähn-

liches kleines Phänomen, einen sehr gemeinen Helden sehr seltsamer Abentheuer gegeben: den Herzog von Lauzün, dessen Dúclos Th. I. S. 196. erwähnt. Von diesem haben die gleichzeitigen Memoiren folgenden Zug aufbewahrt. Die Marquise von Montespan, damalige Maitresse Ludwigs des Vierzehnten, hatte sich gegen Lauzün verbunden, ihm durch ihre Fürsprache bey dem König eine gewisse Stelle zu verschaffen; Lauzün, der ihr nicht ganz traute, fand eines Tags Gelegenheit sich unter dem Bett worin der König bey der Frau von Montespan lag, zu verbergen, und ihre Unterredung zu belauschen; anstatt ihrem Klienten das Wort zu reden, benutzte die Marquise diese vertrauliche Gelegenheit um den König wider ihn einzunehmen; nachdem sich das hohe Paar entfernt hatte, stahl sich Lauzün aus seinem Winkel hervor, und hatte nichts eiligeres als die Frau von Montespan aufzusuchen; er erinnerte sie an ihr Versprechen und ließ sie eine Weile die wärmsten Betheurungen ihres freundschaftlichen Eifers für sein Bestes verschwenden, bis er ihr endlich unter Flüchen, Drohungen, und genauer Wiederholung ihrer eignen Worte, deren Zeuge, wie sie glauben mußte, niemand gewesen seyn konnte als der König und bei so bewandten Umständen der Teufel selbst, ihre Treulosigkeit vorhielt. Diese Keckheit hat in ihrer Art etwas so Außerordentliches, als in der ihrigen, freylich etwas verschiednen, die That des Mucius Scävola in Porsenna's Zelt; übrigens aber verlor späterhin der nämliche Lauzün auf sein ganzes sehr langes Leben den Verstand,

weil er, ohne im mindesten in Ungnade zu seyn, blos nie recht bey dem König in Gnade kommen konnte. Kontraste dieser Art sind nichts weiter als Extreme des größeren Hoflebens, das freilich in Frankreich auf den höchstmöglichen Gipfel seiner Vollkommenheit gekommen ist. So waren Richelieus politische Intriguen oft bis zur Tollheit kühn, und gränzten zuweilen sehr nahe an Staatsverbrechen; daß aber demohngeachtet in seinen Grundsätzen nichts war, was im Wesentlichen den Kreis der Hofpflicht überschritten hätte, wie man es vielleicht aus der unverschämten Fiktion schließen möchte, durch welche der Herausgeber seiner Memoiren ihn in einer demokratisirenden Geschichte redend einführt *) — das mag unter an-

 dern

*) Herr Soulavie hat diesen allgemein verlachten Uebelstand in seinen neuen Memoiren weggeräumt, und wir sind überzeugt daß er im Fall einer Kontre-Revolution auch wohl seine ganzen Memoiren umarbeiten würde. Von dem für eigenhändig ausgegebnen Aufsatz des Herzogs von Richelieu, welcher den dritten Theil seiner Vie privée ausmacht und den Anfang seiner Liebesgeschichten enthält, wünschten wir einige kritische Data zu haben um besser beurtheilen zu können ob er untergeschoben ist, wie Herr Soulavie, der gern das Monopolium von dem Nachlaß des Herzogs von Richelieu haben möchte, es behauptet. Innere Kennzeichen der Genuinität hat wenigstens dieser Aufsatz nicht, er scheint eher in der Manier mehrerer mittelmässiger französischer Romane geschrieben, und wir würden dem Herzog von Richelieu mehr Nachlässigkeit, aber auch mehr Lebhaftigkeit und Individualität im Styl und Darstellung zugetraut haben. Der Briefwechsel zwischen ihm und Mademoiselle de Valois, der Tochter des Herzogs von Orleans und nachmaligen Herzogin von Modena, welcher die drey Lieferungen einer ebenfalls von Herrn Soulavie herausgegebnen Vie secrete de Richelieu ausfüllt, hat mehr den An-

dern und zum Ueberfluß folgender Zug aus dem neunzigsten Jahr seines Lebens beweisen, den der Verfasser der vie privée aufbewahrt hat.

„Er präsentirte an einem Abend, wie es für ihn als Gentilhomme de la chambre Sitte war, dem König den Schlafrock. Ludwig der Sechszehnte war eben mit einem Jäger auf der andern Seite des Zimmers in einem lebhaften Jagdgespräch begriffen, und gab auf Richelieu nicht Achtung. Dieser folgte ihm, wankend und zitternd, mit dem Schlafrock in der Hand einige Minuten lang hin und her durch das Zimmer, und er wäre zuverläßig lieber auf dem Platz geblieben, als daß er auf die Ehre, den Schlafrock zu überreichen, Verzicht gethan hätte."

Uebrigens hatte Richelieu so viel Witz als nöthig war, um an einem so kultivirten Hof wie der Französische, eine glänzende Rolle zu spielen, so viel Tapferkeit als er brauchte, damit ihm eine Armee wie die Französische noch viel mehr zutraute als er hatte, so viel Eleganz und äußere Liebenswürdigkeit als dazu gehörte, und sich bey einer eben so geschmackvollen als leichtsinnigen Nation alles herausnehmen zu dürfen, was der zügellosen Wollust und dem

Anschein ächt zu seyn, kann aber höchstens als Zug zu einem Bild von plumper und schamloser Debauche, oder als Beleg zu dem kräftigen Einfall der Gräfin von Sabran, (S. Dúclos Th. I. S. 171.) interessiren; und die Bekanntmachung desselben macht in der Person des Herrn Soulavie der französischen konstitutionellen Geistlichkeit wenig Ehre.

dem blinden Uebermuth eines Großen nur immer einfallen konnte. Weiter geht denn das Wunderbare nicht, daß man ihm kann zu Gute kommen lassen; denn daß z. B. die Römer den vierfüßigen Konsul anerkannten, den ihnen Kaligula gab, scheint ein größeres Wunder der Römer zu seyn als ihres tollen Kaisers. Solche allgemeine und natürliche Wunder sind es, durch welche die Denkmäler von Richelieus Leben nützlich werden können. Man findet bey diesem Repräsentanten zweyer Generationen oder wenigstens des Standes, der in diesen zwey Generationen ausschließlich auf Existenz, Genuß und Recht Anspruch machte, die treffendsten Züge der eigenthümlichen, von der sogenannten menschlichen ganz unterschiednen Natur, die sich im Kreis des Französischen Hoflebens gebildet hatte; man findet dort die scheinbaren Widersprüche dieser Natur zu einer bewundernswürdigen Konsequenz vereint, durch welche alle Triebe derselben auf willkührliche Gewalt arbeiteten, nicht des Fürsten, aber alles dessen was ihn umgab, und von seinem äußeren Glanz oder seiner inneren Schwäche Mittel zur Zerrüttung des Staats und zur Unterdrückung der Bürger zog. Man findet vorzüglich in den tausend galanten Abentheuern des Herzogs von Richelieu ein Wunder aller Wunder: die unglaubliche Blindheit und Erniedrigung der Weiber seiner Zeit, unter welchen keine einzige den Geist und den Stolz hatte, ihr Geschlecht, das er, mit einer Grausamkeit deren Menschen nur gegen Menschen fähig sind, viel tiefer herabgesetzt hatte als das Wild in seinen Lust-

gehegen, blutig an ihm zu rächen. Mitleiden mit dem tiefen Elend, in welches man mehrere Opfer seiner Verführung gestürzt sieht, und Unwillen über die langsame Kaltblütigkeit, mit welcher er so manchen moralischen und bürgerlichen Mord vollbringt, können jenen Gesichtspunkt verrücken, und dürfen es wenigstens eher als die schalen Gemeinplätze, die man wie einen Schleier über dieses Schlachtfeld menschlicher Glückseligkeit wirft; daß aber viele hundert Weiber den Triumphwagen des unempfindlichen und barbarischen Bösewichts schmückten, ist in der That kein viel geringeres Wunder als daß die Römer Kaligulas Pferd Consul seyn ließen.

Die Franzosen haben angefangen, wie die Römer aufhörten, und aufgehört wie die Römer anfingen. Dieser allen Erfahrungen entgegengesetzte Gang hat sehr vieles woran man irre werden muß, und wird erst als Erfahrung für die Nachwelt in seinem wahren Wesen und Zusammenhang zu erkennen seyn. Indessen haben die modernen Spartanerinnen ein großes Werk vor sich, wenn sie die Schmach vertilgen wollen, mit welcher Richelieu sie gebrandmarkt hat.

XIII.

S. 83.

Massillon.

Diese gerechte und doch milde Beurtheilung der schwachen Nachgiebigkeit eines sonst achtungswürdigen

Geist-

Geistlichen, ist eine von den schönen Eigenthümlichkeiten unsers Verfassers. Bey der ganzen Kollision von welcher hier die Rede ist, schlägt das Für und Wider überhaupt weniger in das Fach der absoluten als der konventionellen Moral, und mag wohl darum die Strenge des Französischen Publikums auf Kosten des armen Massillon vorzüglich beschäftigt haben; aber Massillons eigne Aeußerung darüber in seinen Memoiren hat etwas interessantes. Ohne sich selbst zu nennen, sagt er blos bey Gelegenheit der Erhebung des Abbe Dûbois zur erzbischöflichen Würde diese wenigen Worte: „der Prälat, welcher bey seiner Konsakration assistirte, wird eine solche Nachgiebigkeit noch lange beweinen.“

Massillons Memoiren, die Herr Soulavie herausgegeben und mit einer Vorrede von seiner eignen wort- und klangreichen Mache begleitet hat, scheinen übrigens nicht durchgängig ächt; wenigstens ist der Styl darinn ungleicher als von einem Meister, zumal in der Kanzelberedsamkeit, zu vermuthen wäre, und manche Theile seines Stoffs sind so kraftlos und gerippartig behandelt, daß man sie, in Vergleichung mit andern die seiner würdig sind, für fremde Einschiebsel zu halten versucht ist. Folgende schöne Stelle kann als Nachtrag und Beleg zu unsrer fünften Anmerkung, über den Herzog von Bourgogne, angesehen werden: „Nichts würde also erbaulicher gewesen seyn, als das Aeußere des Hofs unter diesem Fürsten, aber das Innere wäre darum desto ver-

verderbter gewesen; denn je mehr der Eigennutz oder der Ehrgeiz einer Larve bedarf, je schlimmer sieht es alsdann mit den Herzen aus."

Ueberhaupt werden manche Verhältnisse von Massillon anders dargestellt als von Dúclos; der Herzog vom Maine spielt z. B. in jenen Memoiren eine weniger verhaßte Rolle, sein Antheil an der Spanischen Verschwörung gegen den Regenten ist darinn sehr gemildert, und der Herzog von Saint-Simon, auf dessen Zeugnisse Dúclos Behandlung dieser Begebenheiten vorzüglich gegründet ist, kömmt bey Massillon schlimmer weg, als sonst bey irgend einem gleichzeitigen Geschichtschreiber. Er erzählt, daß bey der Vermählung Ludwigs des Funfzehnten mit der Tochter des Königs von Pohlen, Stanislaus Lesczinski, Saint-Simons Gemahlin zwar die einzige nicht übel berichtigte Dame am ganzen französischen Hof gewesen wäre, daß man sie aber ohngeachtet der Verlegenheit, in welcher man sich deshalb befunden, nicht zur Hofdame der neuen Königin ernannt hätte, weil man auf ihren Mann nichts hielte. Auch bemerkt er, daß Ludwig der Vierzehnte den Herzog von Saint-Simon für einen Frömmigkeitsheuchler (faux dévot) gehalten hätte; da indessen der Pater Tellier und die Frau von Maintenon und so viele andre vom König nicht dafür gehalten wurden, so dürfte dies Urtheil eben nicht schwer auf der Asche des Herzogs von Saint-Simon liegen, und weil er unter dieser Regierung stets andern, gewiß unwür-

würdigeren, nachgesetzt wurde, so mußte man doch irgend ein schlimmes Vorurtheil gegen ihn in der Meynung des Königs haben Wurzel fassen lassen: was dies aber für eines war, hat im Wesen gegen den Herzog von Saint-Simon wohl sehr wenig zu bedeuten, und kann blos mehr oder weniger von der Schwachheit Ludwigs des Vierzehnten zeugen. Ueberhaupt aber müssen da, wo verschiedne Partenen den Schauplatz der Geschichte einnehmen, diese verschiednen Schattirungen selbst in den unverdächtigsten historischen Quellen, wenn sie nur etwas mehr als Chroniken sind, nothwendig eintreffen; und die Kritik darf alsdann auf nichts anders als relative Wahrheit ausgehen.

XIV.

S. 198.

Unter den Formen die man bey der Weihe Ludwigs des Funfzehnten vernachläßigte, war folgende die man bis zur Weihe seines Vorgängers, diese mit eingerechnet, jederzeit beobachtet hatte. Man öfnete nemlich diesmal erst nach der Intronisation dem Volk die Thore der Kirche, da es sonst vor der Salbung des Königs in das Schif der Kirche hereintrat, und mit der Geistlichkeit und dem Adel sein Jauchzen vernehmen ließ, wenn die Versammlung,

welche die Nation repräsentirt, mit lauter Stimme um ihre Einwilligung befragt wird.

Eine solche glückliche Neuerung mußte man nicht versäumen wo möglich zur Observanz zu machen; bey der Weihe Ludwigs des Sechszehnten hatte daher die nämliche Unterlassung Statt, sie wurde zwar auch damals nicht mit Stillschweigen übergangen, wenn sie aber höchstens noch ein Paar mal beobachtet worden wäre, so würde alsdann jede Erinnerung an die ältere Form lächerlich oder verdächtig gewesen seyn. Man weiß was dazwischen gekommen ist; wäre es also nicht besser gewesen, dem Volk die kleine Freude zu lassen? Es hätte sicherlich immer mitgejauchzt, und wäre es auch nur darüber gewesen, daß es mitjauchzen durfte.

Als dem Enkel Ludwigs des Vierzehnten, dem Herzog von Anjou, die Spanische Krone angetragen wurde, die er auch nachher unter dem Namen Philipps des Fünften trug, gab Ludwig einen merkwürdigen Beweis von seinem Eifer für die königlichen Privilegien, und von seiner wachsamen Vorsicht alles zu verhüten, was den orthodoxen Begriffen von königlicher Würde im mindesten zu nahe treten konnte. Verlegen und unsicher über dieses Anerbieten, dessen Annahme einen schweren Krieg nach sich ziehen mußte, vor welchem Alter und bey dem erschöpften Zustand des Reichs zitterte, versäumte er doch nicht, die Rechte selbst einer fremden Krone gegen den

Gesandten, welchen die Junta nach Paris abschickte, dadurch zu verwahren, daß er ihn nicht als Gesandten annahm, indem er bey seinem Souverain, dieser mochte es übrigens werden wollen oder nicht, in jedem Fall nur als Unterthan auftreten, und nicht einmal den Schein haben dürfte, als würde er für den Gesandten der Nation, oder einer die Nation repräsentirenden Gesamtschaft angesehen.

Dieser Zug scheint als Gegenstück zum vorigen zu gehören; übrigens wird von der Weihe Ludwigs des Sechszehnten auch noch bemerkt, daß das Volk, als es nach der Intronisation in die Kirche gelassen wurde, sich so sehr in das freudige Anschauen seines neuen Königs verlor, daß es die Goldmünzen, welche nach der althergebrachten Sitte ausgeworfen wurden, nicht einmal aufhob. — Findet man etwa, wenn man sich das nämliche Volk am 21 Januar 1793. auf dem Karouselplatz denkt, daß es wünschenswerther sey ein Volk zu regieren, das einer solchen Begeisterung unfähig wäre, und um keines moralischen Gefühls willen Goldmünzen verachtete? Oder bedauert man lieber das Volk und den Fürsten, daß so ununterbrochen und mannichfaltig daran gearbeitet wurde, sie von einander zu trennen und beyde zu nichte zu machen?

XV.

S. 210.

Ende des Kardinal Dúbois.

Einige bis zum Gräßlichen skandalöse Details von den letzten Stunden des Kardinal Dúbois hat Dúclos, ohne Zweifel aus Anständigkeit, hier verschwiegen; und auch wir wollen deshalb lieber auf die Quellen verweisen, als selbst das Amt des Erzählers übernehmen. Dieser Mensch, von welchem nach dem Zeugniß eines seiner Zeitgenossen, nie zu viel Böses gesagt werden kann, war würklich ein moralisches Phänomen; wenigstens mußte man bey ihm immer in der Verlegenheit seyn, ihn für einen Bösewicht zu toll, und für einen Narren zu boshaft zu finden. Daß aber ein entschieden verwirrter Kopf wie der seinige doch noch zu den schwärzesten und verwickeltesten Hofkabalen taugte, sollte im Ganzen zur Verherrlichung der Tugend und Rechtschaffenheit dienen. Uebrigens verändre man wieder einige Kleinigkeiten an dem Schauplatz, wo er eine Rolle spielte und an seinen Mitschauspielern, so würde die Geschichte seiner schwerlich zu erwähnen haben, und das Tollhaus, oder der Galgen würde seinem etwanigen Ehrgeiz bald ein Ziel gesetzt haben. Seine schlimmste That, und die Quelle alles übrigen Bösen das von ihm herrührte, war seine systematische Erziehung des Herzogs von Orleans. Lebhaftigkeit des Geistes und Offenheit des Karakters machten diesem Prinzen das bigotte Wesen am Hof des Königs verhaßt; Dúbois bemühte

sich

sich daher, ihn in das andre Extrem zu stürzen, und auf seine Abneigung gegen die Heucheley den Grundsatz zu pfropfen, daß die Tugend selbst des Heuchelns nicht einmal werth wäre. Um diese Idee an die Stelle alles dessen, was sonst Grundsatz heißen könnte zu bringen, kam es Dûbois nicht darauf an, wie verächtlich er selbst sich seinem Herren zeigte, wenn er den Prinzen nur so weit brachte, daß es ihm nie einfiele, das Gute dem Bösen vorzuziehen. Der Karakter des Herzogs von Orleans gab ihm eine gewisse leichte Superiorität über Vorurtheile und Konvenienzen, und durch diese führte ihn Dûbois, um durch ihn emporzusteigen, über alle Begriffe von Ehre und Schande, von Tugend und Laster hinaus. So verlor denn der Regent, bey den glänzendsten Fähigkeiten zur Verwaltung des Staats, allen Trieb sie zu irgend einem würdigen Zwecke anzuwenden, bey natürlichen Anlagen zu vorzüglichen Tugenden alle Motive zur Tugend überhaupt; und so wurde er durch die Ueberzeugung daß Liebe und Achtung nichts als Täuschungen wären, der Sklav eines Elenden den er haßte und verachtete. Sobald der Hauptpunkt nur einmal gewonnen war, hatte Dûbois keine Künste weiter nöthig um seinen Posten zu behaupten; denn im natürlichen Karakter des Herzogs war zu viel Gutes und Edles, als daß jemals andre als negative Würkungen von Dubois Werk an ihm zu erwarten gewesen wären; wie lächerlich oder abscheulich sich aber Dubois auch zeigen mochte, so blieb er immer der unentbehrliche Maasstab, nach welchem der Herzog

die

die ganze Menschheit und seine eigne Bestimmung schätzte; und er konnte an ihm selbst zum Verräther werden, ohne auch nur in einer Gunst die so motivirt war, zu wanken.

Man sollte denken, daß die Vorsehung zuweilen Menschen wie den Kardinal Dûbois und den Herzog von Orleans zusammenstellte, um den Fürsten, und den Völkern die so gern und mit reichlich belohnter Aufopferung aller politischen Abstraktionen ihre Glückseligkeit bey ihren Fürsten niedergelegt wüßten, über die ursprünglichen und eigentlichen Feinde der Ordnung und der Staaten die Augen zu öfnen, und die häufigen Keime des Verderbens hier und da, als lebendige Lehre, zur äußersten Reife gelangen zu lassen. Wenigstens würde eine solche kosmische Bestimmung das so weit her zu rechnende Unglück von Frankreich wieder an den Optimismus knüpfen.

Die Vie privée des Kardinal Dûbois ist aus Memoiren eines seiner Sekretaire, der seines Herren eben nicht unwürdig scheint, zusammengetragen, und hat das Verdienst die bürlesken Individualitäten im Karakter des Kardinals mit einer Wahrheit darzustellen, die keinem eigentlichen Geschichtschreiber gegeben seyn kann.

XVI.

S. 282.

Verstellung Ludwigs des Funfzehnten gegen den Herzog von Bourbon.

Ludwig der Funfzehnte scheint hier würklich in dem Fall eines Knaben zu seyn der seine Lektion, sie mag gut oder übel seyn, gewissenhaft und arglos aufsagt; und wer weiß ob Karl der Neunte, als er vor der Bartholomäusnacht die Protestantischen Großen mit der größten Freundlichkeit entlassen hatte und seine Mutter fragte: habe ich mein Röllchen nicht gut gespielt? im Grunde viel strenger zu beurtheilen wäre als Ludwig der Funfzehnte? die wenigen Worte welche Dûclos bei dieser Gelegenheit hinwirft, haben aus seiner Feder mehr Gewicht als man ihnen ansieht; denn überhaupt sind in demjenigen Theil seiner Memoiren welcher die Regierung Ludwigs des Funfzehnten betrift, sehr viele Reticenzen, die aber zusammen genommen doch die Wahrheit ziemlich ausdrücken, und sich also von den Voltairischen gänzlich unterscheiden.

Mit der Regentschaft versiegen übrigens die Quellen, aus welchen wir bisher für unsre Nachträge geschöpft haben, und man hat von diesen späteren Zeiten mehr einzelne, meist skandalöse Anekdoten als karakteristische Memoiren. Denjenigen, die unter dem Namen des Grafen von Maurepas herausgekommen sind, sieht man auf den ersten Anblick den plumpsten Betrug an; und man er-

weist ihnen noch viel Ehre, wenn man annimmt daß ein Kammerdiener dieses Ministers, der doch wenigstens ein witziger Kopf, ein Mann von Stand, von Erziehung, kurz ein Mann von der französischen großen Welt war, sie aus aufgefangnen Brocken zusammengetragen hat.

Folgende Resultate können indessen in Dúclos Fragmente über seine eigenen Zeiten, die er noch nicht entwikkelt vor sich sah, ein gewisses Licht bringen, und sein unvollständiges Bild ausmahlen.

Ludwig der Funfzehnte zeigte in seinen früheren Jahren wenig Karakter, und blieb sehr lange Knabe. Wer aber nach künftigem Einfluß strebte, belauschte an ihm jeden Zug aus welchem die Hofnung zu schöpfen war, daß er den Staat weniger als sich selbst lieben, und dem Genuß das Herrschen gern aufopfern würde. In den Beilagen zur großen Ausgabe von Saint-Simons Memoiren finden sich Berichte eines Marquis von Silli an seinen im Ausland beschäftigten Freund, den Herzog von Richelieu, worinn über jede Wallung des Königs, über jedes dem noch unschuldigen Jüngling entfahrende Zeichen von Sinnlichkeit, über jede Aussicht ihn die Befriedigung seiner Leidenschaften als das schönste Vorrecht seiner Würde empfinden zu lassen, und dadurch den Nießbrauch der Krone unter bedürftige Hofleute zu theilen, sorgfältig Register gehalten wird. Das war hinreichend um sich einsweilen über die Staatsverwaltung des alten Kardinal Fleury — deren Gutes Dúclos sehr weise auseinander-

setzt

setzt — zu trösten; und der Nutzen einer solchen Korrespondenz, die, wenn sie auch aufgefangen worden wäre, niemand so übellaunig gewesen wäre für staatsverrätherisch anzusehen, erwies sich noch lange Zeit nachher, als Richelieu in den nächtlichen Gelagen des Königs eine wichtige politische Rolle spielte.

Die diplomatischen und militairischen Verhandlungen gehören nicht in unsern Plan, sie standen aber von Seiten Frankreichs diese ganze Epoke durch unter dem unmittelbaren Einfluß der immer wechselnden Verhältnisse des Hofs; Leichtsinn, Schamlosigkeit und Eigennutz drängten sich, bald mehr bald weniger, doch endlich in alle Theile der Staatsverwaltung ein, und die königliche Gewalt, gemisbraucht und entkräftet von Menschen die in ihrem beschränkten Vortheil den ganzen Staat koncentrirt hatten, wurde das Mittel für sie, in letzter Instanz zu plündern und zu verderben. Dieses Machtwort, in wohlorganisirten Monarchien eine Quelle von Kraft — hier aber in allen seinen Silben auseinander gerissen und unter den Dienern des Königs versplittert, war in jedermanns Besitz, den König ausgenommen. Dieser war ganz auf den Fuß der sogenannten Rois fainéans vom ersten Stamm der fränkischen Könige gebracht, nur theilte und verlor sich die Kühnheit, die usurpirende Kraft eines Majordomen aus jenen ältern Zeiten, unter einem zahllosen Heer von Harpyen, die einzeln schwach und nichts weiter als hungrig waren. Als Ludwig der Sechszehnte mit guten Absich-

ten, und ohne die niedrigen und ausschweifenden Triebe, die man in seinem Vorgänger gepflegt hatte, den Thron bestieg, ward es ihm von allen Seiten unmöglich gemacht, das Gute was er wünschte, durchzusetzen; er mußte mit dem reissenden Strom des Verderbens fort, das letzte verzweifelte Mittel zersprengte alle Adern des Staats, die Nation stand auf; die um den König herum regiert hatten, verließen und verriethen ihn, flüchteten in's Ausland, und tobten um die Wiedererlangung ihrer Gewalt, die sie die königliche nannten.

Die französische Revolution hat erwiesen, daß mit der Aufhebung der Stände, der Privilegien, der königlichen Würde, die moralische Ansteckung einer Nation durch lang verjährte Misbräuche dieser Dinge nicht gehoben ist. Was an dieser Revolution gewaltsamer Ausbruch eines vorher im Stillen genährten Neids war, setzte in den Neidern gleiche Triebe mit den Beneideten voraus; darum gieng es der Majestät des Volks nicht besser als es der königlichen Gewalt gegangen war; darum stürzt eine kleine Anzahl von Herrsch- und Geldsüchtigen Menschen die lermende Mehrheit des Volks aus Armuth in Elend, aus Leiden, die denn doch erträglich waren so lange sie ertragen wurden in Verbrechen, Verderben und Tod: gerade wie die große Masse des französischen Adels ihren Familienverhältnissen und ihrem Vaterland entrissen wurde von wenigen aus ihrem Mittel, die nie ein Vaterland, nie Verhältnisse des Herzens oder des bürger-

lichen

lichen Lebens gekannt, die nie etwas mit ihnen getheilt hatten, und auch jetzt ihre Verzweiflung nicht theilten. Die Volkstribunen in Frankreich haben, bis auf die geringsten Schattirungen, ganz den Karakter, die Mittel, das System oder den Instinkt der ehemaligen Aristokraten, von denen sie auch weit weniger herzlich gehaßt werden als die großmüthigen und redlichen Feinde beider. Wie diese suchen jene die öffentliche Meynung entweder durch Verleumdungen gegen die Besseren die neben ihnen aufstehn, zu setzen, oder durch offene willkührliche Gewalt zu scheuchen; wie bey diesen ehemals, müssen jetzt bey jenen bald die hochtrabenden Formeln des Despotismus, bald die genialischen Züge von Witz und Spott, die im Französischen Nationalkarakter sich mit den unmenschlichsten Freveln wie mit den heldenmässigsten Handlungen, mit der scheußlichsten Immoralität wie mit der liebenswürdigsten Tugend paaren, ihre mehr verwickelten als dunkeln Absichten unterstützen. So dienen die Irrthümer und Frevel aller Parteyen einander wechselsweise weit mehr zur Nahrung als zur Belehrung; und man würde nicht ohne Schaudern denken, welche allgemeine moralische Zerrüttung das Resultat dieser Epoke werden könnte, wenn die nämliche höhere Weisheit, welche neben dem Guten den Misbrauch des Guten gestellt hat, nicht aus dem äussersten Misbrauch wiederum eine größere und reinere Masse von Gutem hervorbringen müßte.

Anmerkungen zum dritten Theil.

XVII.

S. 7.

Unterhandlungen zwischen dem König von Preußen und dem Herzog von Richelieu.

Voltaires Korrespondenz giebt hierüber die wichtigsten Aufschlüsse. Dieser sonderbare Mann hatte unter andern auch politischen Ehrgeiz, dem er unter Lachen und Scherzen und Persifliren seiner selbst, so viel Nahrung zu geben suchte als die Gelegenheit nur immer darbot. So hatte er z. B. eine mörderische Kriegsmaschine erfunden, deren Projekt er zu Anfang des siebenjährigen Kriegs den französischen Generalen und Ministers zusandte; und ohngeachtet seiner eignen allerliebsten Einfälle über die Prätension eines schönen Geists die Taktik zu bereichern, war es vollkommen sein Ernst auch auf diesem Wege Ruhm und Vortheil einzuärnten; ja er brauchte endlich in dieser Sache seinen Witz zur höchsten Noth, um seine Empfindlichkeit über die Geringschätzung, mit welcher seine scherzhaften Anerbietungen etwas zu wörtlich aufgenommen worden waren, zu verbergen. Voltaires Eitelkeit war also das Mittel dessen sich der König von Preußen bediente, um zur Eitelkeit des Herzogs von Richelieu zu ge-

gelangen. Voltaire trug zwar dem König die Gewaltthätigkeiten nach, die er an ihm uud seiner Nichte in Frankfurt hatte verüben lassen; Friedrich kannte indessen den Weg zu seinem Herzen zu gut: ohne das worüber Voltaire eigentlich klagte, im mindesten zu vergüten, begnügte er sich aus einem seiner Trauerspiele eine Oper zu machen und seine geistreiche Korrespondenz wieder mit ihm anzuknüpfen. Voltaire war klug genug um einzusehen, daß der König in Noth steckte und seiner zu bedürfen glaubte, ein Held und ein König war es indessen doch immer der sich an ihn drängte, und Voltaire war, bei allen seinen satirischen Einfällen über die eigennützigen Artigkeiten des Königs, nichts desto weniger gewonnen und dahin gebracht, wo Friedrich ihn wollte. Er übernahm bei dem Herzog von Richelieu das Vermittellungsamt; hierauf erfolgte ein Briefwechsel zwischen dem König und dem französischen General; und die Konvention von Kloster Seven, (zu welcher aber, wie man wissen will, Richelieus Habsucht eben so sehr verleitet worden war als seine Eitelkeit) die Rettung des Königs und Frankreichs Unglück waren die Würkungen dieses Gewebes von Koketterien. Voltaire hatte nachher große Mühe, sich mit seiner affektirten Sorglosigkeit und Leichtigkeit vor den Verfolgungen zu schützen, die der Wiener Hof für seinen Antheil an dieser wichtigen Begebenheit durch seine gefährlichen Berührungspunkte mit dem König, gegen ihn im Sinne hatte. Es gelang ihm indessen die Verantwortlichkeit eben so wieder von sich wegzuscherzen, wie er sie im Scherz auf sich geladen hatte.

XVIII.

S. 39.

Allgemeine Betrachtungen über Düclos Schilderung der französischen Staatsverwaltung.

Eine eben so einfache als vielumfassende Frage, deren Entscheidung auf den Gesichtspunkt, aus welchem man die Geschichte unsrer Zeit betrachtet, den wichtigsten Einfluß hat, ist diese: ob die Französische Revolution nothwendig war oder nicht? das heißt, ob sie in der allgemeinen Stimmung der Nation, in dem größeren Gang früherer Begebenheiten, in den Fortschritten des menschlichen Geistes, natürlich und unvermeidlich herbeygekommen ist, oder sich aus zufälligen Umständen, wie einzelne Leidenschaften, einseitige Komplotte, Ueberspannung, Illusion, Dünkel gewisser Köpfe, vorzüglich entsponnen hat. Um in zwey starken Bänden die stürmischen und verworrenen Elemente, aus welchen die ungeheure Masse der Revolution besteht, auf den wohlfeilen Maasstab einer dürren Pedanterey zurückzubringen, ist es allerdings sehr bequem, diese Frage gelegentlich mit anderthalb Zeilen *) abzufertigen, und es als Axiom, das keines Beweises bedarf, festzusetzen: die Revolution sey gewiß nicht nothwendig gewesen. Einem Schriftsteller indessen, der sonst gegen die zahllosen Unvorsichtigkeiten und Etourderien der Gallischen Kinder, gegen ihre leichtsinnige

*) Rehbergs Untersuchungen über die Französische Revolution. I. Th. S. 77.

ge Eitelkeit, eine gewisse, nie genug zu preisende, schwerfällige Selbstgenügsamkeit in Beyspiel und Lehre als Gegengift anwendet, hätten wir die Alexanders Kühnheit, mit welcher er diesen Knoten zerhaut, am allerwenigsten zugetraut; und wir gestehen daß wir einiges Bedenken tragen, ihm diesen, an ihm ganz besonders überraschenden Seiltänzersprung nachzumachen. Wir halten es vielmehr der Mühe werth, jene Frage näher auseinander zu setzen; wozu die Geschichte unstreitig das einzige Mittel ist.

Ist demnach die Französische Regierung seit den letzten Jahren Ludwigs des Vierzehnten, also fast ein Jahrhundert hindurch, nicht von dem Volke verachtet und gehaßt worden? Ist sie nicht verächtlich und hassenswürdig gewesen? Mußte die lange Fortdauer dieses Uebels nicht endlich das heilige Vorurtheil abnutzen, welches den Unterthan an die Monarchie band? Mußte dieses Uebel, die Regierung zu hassen und zu verachten, bey dem Grad von Civilisation, den Frankreich in Maße erhalten hatte, nicht endlich ein unerträgliches Uebel werden? Mußte die politische Wirkung, welche bey jedem Volke die Unerträglichkeit seiner Uebel hervorbringt — ein Begrif den der Augenblick, wo es aufhört sie zu ertragen, ganz allein bestimmt — bey dem Französischen Volk nicht darum schrecklicher, zerstörender und umfassender seyn, weil es weniger die Quantität und der Grad des Unglücks im Punkt des Ausbruchs war, was diesen veranlaßte, als die lange Dauer desselben, als die vielfältige Erfahrung daß selbst die Wahl guter Ministers, daß

selbst der reinste Wille des Monarchen nichts gegen die Allgewalt des Hofs vermöchte? Kann man mithin nicht mit Gewißheit annehmen, daß die augenblicklichen Frevel eines Nero keine so viel umfassende Revolution hervorgebracht haben würden, als die, seit der Regierung der Frau von Maintenon und der Beichtväter Ludwigs des Vierzehnten, unter tausend Gestalten modifizirten Grundsätze der aristokratischen Tiranney unter welcher der König, jeder rechtschaffene Minister, und die Nation ohne Rettung seufzten?

Wenn die Geschichte alle diese Sätze sonnenklar erweist, so mag die Frage, ob die Revolution nothwendig gewesen sey? ziemlich entschieden seyn. Es ist Unsinn, den moralischen Grund dieser Nothwendigkeit durch statistische Data entkräften zu wollen, so wie es Irrthum ist sich einzubilden, daß die Ueberzeugung, die Revolution sey nothwendig gewesen, den Glauben in sich schließt: sie sey wünschenswerth und nachahmungswürdig; ja dieser Irrthum kann sogar, nach dem Maaß der Ansprüche auf Vernunft und Wahrheit in denen die ihn verbreiten, einen hohen Grad von Immoralität erhalten, und wenn sie ihre sonst nicht verächtlichen Geistesgaben so weit mißbrauchen, temporaire Maaßregeln wie die Beschränkungen der Preßfreiheit, die ein Krieg wie der jetzige auch nur nothwendig machen kann, aus allgemeineren Grundsätzen zu deduciren, *) gleich als gedächten sie ihre Sophismen damit in unanfechtbare Sicherheit zu bringen, so wird

*) Siehe passim das ebenangeführte Werk.

wird es allerdings Zeit, sie vor dem Richterstuhl der freyen und gesunden Vernunft zu belangen, deren Oberherrschaft sie sich als Schriftsteller ohne Felonie nicht entziehen können.

Als während der Sitzungen der Nationalversammlung sowohl in Frankreich als auswärts, viele Menschen sich mit der Meynung schmeichelten, daß die Revolution und die Konstitution zusammen fortschreiten, und beyde in einem und demselben Augenblick beendigt seyn würden; da vergaß man den wesentlichen Unterschied zwischen Revolution und Reform, oder hielt, dem Gange der Natur zuwider, jene für den unmittelbaren Uebergang in diese. Der große Fehler der ersten Französischen Konstitution ist demnach — die Revolution gewesen; diesen Fehler hätte sie aber unstreitig behalten, wenn sie auch sonst ganz nach dem Willen ihrer Widersacher eingerichtet gewesen wäre, und es ist wirklich sonderbar daß unter allen politischen Schriftstellern, welche die auf Erfahrung gegründeten Vortheile der Englischen Konstitution gegen die in ihrer Geburt erstickten oder entarteten Wirkungen der Französischen geltend machen, keinem die sehr einfache Erinnerung beygefallen zu seyn scheint: wie viel Zeit zwischen der Regierung Karls des Ersten und der Revolution von 1688. verstrichen, und durch welche Begebenheiten das Englische Volk in diesem Zeitraum gegangen war, um zu einer Konstitution zu gelangen, von welcher es doch gleich anfangs gewisse feste Grundlagen vorgefunden hatte, da das Französische die seinigen weit mehr aus

der

der Luft greifen mußte, wenn der Hof und der ganze Anhang desselben seine Absicht, sich eine Verfassung zu geben, nicht sehr bald, theils durch Persiflage, theils durch willkührliche Gewalt vereiteln sollte: wie das seit beynahe hundert Jahren bey jedem Bestreben, irgend einen Theil der Staatsverwaltung zu säubern, immer geschehen, und unter keiner Regierung so sichtbar geworden war, als unter der Regierung Ludwigs des Sechszehnten, der einzigen in diesem ganzen Zeitraum, während deren gute Absichten es wenigstens, obgleich vergeblich, wagten den ungleichen Kampf mit der allgemeinen Verderbniß einzugehen.

In diesen letzten Betrachtungen scheint uns ohngefähr alles zu liegen, was die Einwendung entkräften kann: daß die Französische Nation ja doch vor der Englischen den unbenutzten Vorzug besaß, diese als Beyspiel vor sich zu haben. Durch eine Revolution die graue Weisheit der Englischen Verfassung anzunehmen war den Franzosen eben so unmöglich, als es den Deutschen und den Brabantern war, durch eine Wendung des Kriegs dem jugendlichen Enthusiasmus der Französischen Freyheit zu huldigen; und wenn man die Englische Verfassung als gleich zu befolgendes Beyspiel für die Franzosen angesehen hat, so ist man in den Fehler eines Arztes verfallen, der einen Kranken in der ersten Periode eines heftigen und langwierigen Uebels, auf den Fuß eines von dem nämlichen Uebel schon längst Genesenen behandeln würde.

Der Bigotismus und die Regierung der Priester unter Ludwig dem Vierzehnten; die Sittenlosigkeit, der Leichtsinn, und überdem der Einfluß eines Ungeheuers wie Dubois, während der Regentschaft; die Maitressenregierung, die unwürdigste Apathie, die schamloseste Sinnlichkeit, und nebenbey, zur Stütze der willkührlichen Gewalt, noch immer genug Priestergeist, unter Ludwig dem Funfzehnten; alle möglichen Triebfedern und Kabalen des Ehrgeizes, der Verschwendungsliebe, der Habsucht, unter dem selbstmäßigen, sparsamen, einfachen König, dessen schreckliches Ende Europa noch entsetzt: kurz, alle diese Epoken hindurch, ein Despotismus dessen Grundsätze in politischer Anwendung auf den Staat unaufhörlich wechselten und schwankten, und nur die verderbliche Konsequenz des Eigennutzes und der Immoralität unverrückt behielten, dessen Vortheil niemals der Staat war, weil seine Quelle niemals der Monarch, sein vornehmstes Hülfsmittel es aber war, bey konventioneller Uebertreibung der Würde des Monarchen, seine Person moralisch herabzuwürdigen, und so den einzigen Damm, der seinen Plünderungen entgegenstehen konnte, immer mehr zu schwächen. — Dies ist der Geist des letzten Jahrhunderts der Französischen Geschichte; dies waren die traurigen Ursachen die es bewürkten, daß bey der Zusammenberufung der Reichsstände der Glaube an die königliche Gewalt, als an die Quelle der Staatsglückseligkeit, da wo die Umstände es am meisten forderten, nicht mehr würksam war, und daß diese Zusammenberufung die nothwendige Epoke der Revolution

wur-

wurde. Die genaue Untersuchung des Deficits in den Finanzen, der cahiers de doléances, der mancherley elenden oder abscheulichen Triebfedern welche bey dem Sieg der Demokratie mitwürkten, der zahllosen Ueberschreitungen ihrer Mandate welche die Deputirten sich zur Schuld kommen ließen, der Vorzüge die einzelne Reformen nach Vorschrift dieser Mandate über eine allgemeine Revolution gehabt hätten, und die kinderleichte Zusammenstellung der ungleich größeren Zerrüttung, Mißbräuche, Gräuel, welche die Revolution nach sich gezogen hat, mit denen die sie bloß veranlaßt haben, geben daher, wie viel relativen historischen und politischen Nutzen sie auch haben können, den falschesten und beschränktesten Gesichtspunkt zur absoluten Kritik der Französischen Revolution.

Schriftsteller, welche wie Mounier und Lally-Tollendal zu Anfang der Revolution einen politischen Beruf hatten, als moralische und vernünftige Wesen nach ihrer Ueberzeugung handelten, und von den Motiven ihrer Handlungen Rechenschaft ablegen, sind im Ganzen genommen ehrwürdig; und es ist bloß sehr menschlich an ihnen, wenn sie nicht immer genau genug unterscheiden, ob ihre Ueberzeugung eben so sicher und vollkommen der Maasstab des Ganzen seyn kann, als er der ihrige war. Praktischen Staatsmännern, die wie Necker mit besondrer Sachkenntniß in das Innere der Verfassungen dringen, und sich die Mühe nicht gereuen lassen, Wahrheiten zu predigen, die erst in glücklicheren Zeiten ihre Stelle finden könnten, darf der Lohn ihrer schätzbaren Arbeiten nicht geschmälert wer-

werden, wenn sie auch in ihrer eignen Laufbahn Blößen gegeben und Karakterschwächen verrathen hätten, welche die Reinheit ihrer jetzigen Absichten zu verdunkeln im Stande wären. Wer überhaupt, wie z. B. der Deutsche Uebersetzer von Burke, die Französische Revolution und ihre mannichfaltigen Irrthümer als eine ergiebige und gemeinnützige Quelle der Diskussion über den großen Gegenstand der Staatsglückseligkeit ansieht und benutzt, verdient sowohl bey Laien als bey Eingeweihten Aufmerksamkeit und Dank zu finden, wenn er sich auch im Ganzen so wenig als sein Urbild aus einem gewissen circulus vitiosus herausfindet, der bis jetzt an den meisten Kritiken der Französischen Revolution zu bemerken gewesen ist. *). Ein Schrift-

*) Es lag nemlich im Wesen der Grundsätze, welche die Französischen Reformatoren aufstellten, ihre Erweislichkeit zu verlieren, sobald sie auf eine so vielseitige, bewegliche, lebendige Würklichkeit, wie Staat, Volk, Mensch, aus der sie ursprünglich abstrahirt waren, zurück angewandt wurden. Da es aber keine Revolution ohne Fanatismus je gegeben hat noch geben kann — zum Beweis diene unter andern die ungeheure Quantität von Fanatismus, die schon zu einer Gegenrevolution verbraucht worden ist — so hat die vernünftige Erörterung von Vernunftbegriffen, welche als Gegenstand des Fanatismus der Französischen Revolution, ihre Natur verändern und Gefühle werden mußten, immer selbst, und fast in gleichem Verhältniß, so viel praktisch falsches, als sie an diesen Begriffen erweist. Wenn man wider das Innere dieser abstrakten Begriffe raisonnirt, um die Unmöglichkeit ihrer Anwendung darzuthun, und dagegen, wozu es auf dieser Spur des politischen Raisonnements meistens kömmt, das Positive vorhandner Verfassungen zum Abstrakten erhebt, so giebt man seinen besten Vortheil aus den Händen, und geräth in einen unentrinnbaren Zirkel, weil es ja der Zweck und der Geist der Revolution gewesen ist, ein gewisses bestimmtes Abstraktum zum Positiven heraufwachsen zu lassen. Wir wissen wenige von diesen Raisonnements, sobald sie nur redlich sind — ein Umstand auf welchen gegenwärtig sehr viel ankömmt — die gegen die Note in Kants Religion inner-

Schriftsteller aber, dessen ganzer Beruf der Dünkel seiner vorsetzlichen Ignoranz alles dessen was Leidenschaft, Geist oder Kraft an Menschen und Dingen heißt, zu seyn scheint; der mit dem unwürdigen Unternehmen umgeht, den Schleier welchen das Unglück der Zeiten hier und da über die noch vor wenigen Jahren fast unverhüllte Bildsäule der Vernunft werfen mußte, für einen essentiellen Theil dieser Bildsäule auszugeben; der eine Revolution, die sich unmittelbar an einen fürchterlichen Krieg angeknüpft hat, mit der starren und düstern Beschränktheit eines Schulmeisters betrachtet; der den Enthusiasmus, welcher jeder Revolution eigen war, und in England einst auf religiöse Gegenstände fiel, in Frankreich jetzt politische betrift, bald für nichts rechnet bald mit Maaß und Gewicht verfolgt; dessen Raisonnement und Methode ein Gemisch von seynsollender mathematischer Bündigkeit und von geschwätziger Konvenienzweisheit, von scheinbarer kühler Ueberlegenheit und von rücksichtsvoller Bitterkeit ist; dessen ganzes Werk hauptsächlich bestimmt seyn muß, den stillschweigenden Beweis zu führen, daß die Französische Revolution eigentlich gar keine Revolution sey — ein solcher Schriftsteller kann zu allem in der Welt eher als zum politischen Schriftsteller taugen.

innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, S. 274. in irgend einer praktischen oder theoretischen Beziehung Stand halten dürften, und zu der edeln Einfalt jener Worte eines wahren Weisen, läßt sich schwerlich eine Bekräftigung hinzusetzen.

Ende.

XXX (1-3)
II 188

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duclos, Charles Pinot, 1704-1772

Carl Duclos geheime Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Funfzehnten

Bd.: 3

Berlin (1793)

Gall.com. 123-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10414339-7
VD18 80132839